

Verantwortung



Gott und die Lebensfragen

Zeitschrift des
Dietrich-Bonhoeffer-Vereins
37. Jahrgang / Nr. 73
Juni 2024
ISSN 0936-7454

73

I. THEMA: GOTT UND DIE LEBENSFRAGEN

JUTTA KOSLOWSKI
Die nicht-religiöse Interpretation
biblischer Begriffe bei Dietrich Bonhoeffer3

BAZON BROCK
im Gespräch mit Hannes Langbein (2016)
Wir müssen den innerweltlichen Gott denken8

BAZON BROCK (2018)
Von der Lehre der Kirchen zu leeren Kirchen10

GERALD HÜTHER
im Gespräch mit Victoria Scherff
Entdecke dein wahres Potential (27.01.2018)12

JOACHIM KUNSTMANN
Die Kirche – vom Glaubensmuseum
zum lebendigen Ort.....14

STEFAN SEIDEL
Was es heißt, Gott mitten im Leben zu suchen.....20

FABIAN VOGT
Wir können’s ja nicht lassen!23

UDA WEIDT
Eindrücke von der Tagung des dbv
vom 12.–14. April 2024 in Erfurt26

II. WEITERE BEITRÄGE

REINHARD MÜLLER
Gott und das Leben27

ANDREAS PANGRITZ
Nachlese zur Tagung „Gott und die Lebensfragen“32

PETER HALBACH
Honest to God – wie man glaubwürdig
über Gott reden kann34

HORST JUNGINGER
Friedensaltar oder Kriegsaltar?.....38

III. AUS DEM DIETRICH-BONHOEFFER-VEREIN

Den Leidenden und Getöteten eine Stimme geben.
Ein Ruf für das Leben.....44

Zur Zukunft des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins45

Tagungsankündigung.....45

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Ihnen liegt Heft 73 der „Verantwortung“, der Zeitschrift des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins. Darin wird die Frühjahrstagung 2024 des Vereins dokumentiert, die unter dem Titel „Gott und die Lebensfragen“ vom 12. bis 14. April im Augustinerkloster in Erfurt durchgeführt wurde. Jutta Koslowski erläutert, was Bonhoeffers Frage nach einer „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ für uns heute bedeuten könnte. Joachim Kunstmann und Stefan Seidel fragen nach einer neuen Sprache des Glaubens. Fabian Vogt zeigt in seiner Predigt, was es heißen könnte, Kirche als Gemeinschaft der Vertrauenden zu verstehen. Und Uda Weidt gibt ihre Eindrücke von der Tagung wieder. Leider können wir nicht alle Vorträge abdrucken, da diese zum Teil frei gehalten wurden.

Die Dokumentation wird u. a. durch einen Beitrag von Reinhard Müller ergänzt, in dem dieser im Sinne des Mottos der Tagung nach Möglichkeiten fragt, heute lebensnah von Gott zu reden. Aufmerksamen Leserinnen und Lesern wird nicht entgehen, dass zwischen den verschiedenen in diesem Heft vertretenen Auffassungen dessen, was eine lebensnahe Rede von Gott im Sinne von Bonhoeffers „nicht-religiöser Interpretation“ sein könnte, erhebliche Spannungen bestehen.

Derweil sind andere eifrig dabei, den christlichen Glauben zu deformieren – so beim Wiederaufbau des Turms der Potsdamer Garnisonkirche, eines Symbols des preußischen Militarismus. Am Ostermontag 2024 ist die Kapelle im wiedererrichteten Turm der Garnisonkirche vom Friedensbeauftragten der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz eingeweiht worden. Wir dokumentieren die aus diesem Anlass gehaltene Widerrede des Leipziger Religionswissenschaftlers Horst Junginger.

Besonders hinweisen möchte ich auf den Beitrag „Zur Zukunft des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins“ am Ende des Heftes, der Ihnen ans Herz legt, über diese Zukunft mitzubestimmen, indem Sie an der im Oktober in Eisenach geplanten Mitgliederversammlung teilnehmen.

Ihr Andreas Pangritz

Titelbild: © iStock | baona

I. THEMA: GOTT UND DIE LEBENSFRAGEN

Frühjahrstagung des dbv vom 12. bis 14. April 2024 in Erfurt

Vom 12. bis 14. April 2024 traf sich der Dietrich-Bonhoeffer-Verein im Evangelischen Augustinerkloster Erfurt zu seiner Frühjahrstagung, die in diesem Jahr unter dem Titel stand: „Gott und die Lebensfragen“. Unter dieser Themenstellung sollte „vom Schatz im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft“ gesprochen werden. Im Folgenden dokumentieren wir einige Beiträge zur Tagung: Jutta Koslowski führt in die bleibende Bedeutung von Dietrich Bonhoeffers Plädoyer für eine „nicht-religiöse Interpretation biblischer Begriffe“ ein; Joachim Kunstmann zeigt Perspektiven für eine Kirche auf, die sich „vom Glaubensmuseum zum lebendigen Ort“ wandeln solle; und Stefan Seidel fragt, was es heißt, „Gott mitten im Leben zu suchen“. Zwei Vorträge können wir leider nicht abdrucken, da die Referenten weitgehend ohne Manuskript frei gesprochen haben. Es handelt sich um den Vortrag „Den innerweltlichen Gott denken“ von Bazon Brock und den Vortrag „Über die Kunst, ehrlich zu sich selbst zu sein“ von Gerald Hüther. Beide Referenten haben uns stattdessen freundlicherweise kürzere Texte bzw. Interviews zur Verfügung gestellt, die wesentliche Aspekte ihrer Vorträge aufgreifen. Die Dokumentation wird abgeschlossen mit der Predigt, die Fabian Vogt im Gottesdienst in der Augustinerkirche gehalten hat, und Eindrücken, die Uda Weidt als Tagungsteilnehmerin festgehalten hat.

RED



JUTTA KOSLOWSKI

Die nicht-religiöse Interpretation biblischer Begriffe bei Dietrich Bonhoeffer – Herausforderungen und Perspektiven

1 Vorbemerkungen

Das Thema, das mir für den Eröffnungsvortrag auf der Tagung des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins hier im Evangelischen Augustinerkloster in Erfurt vorgegeben war, lautet: „Die nicht-religiöse Interpretation theologischer Begriffe bei Bonhoeffer – Herausforderungen und Perspektiven“. Ich möchte dieses Thema an zwei kleinen Stellen abwandeln und formulieren: „Die nicht-religiöse Interpretation *biblischer* Begriffe bei Dietrich Bonhoeffer“.

Denn erstens spricht Bonhoeffer nicht, wie ursprünglich als Vortragsthema formuliert, von einer nichtreligiösen Interpretation *theologischer* Begriffe, sondern verwendet

mehrfach die Formulierung „biblische Begriffe“ (*Widerstand und Ergebung* [= DBW 8], 509; vgl. DBW 8, 559). Und zweitens (dies ist mir besonders wichtig): Auch für mich waren viele Jahre lang ‚Bonhoeffer‘ und ‚Dietrich Bonhoeffer‘ identisch – es schien nur *einen* Bonhoeffer zu geben.¹ Diese Perspektive hat sich grundlegend gewandelt: Ich stehe für einen Forschungsansatz, der *die Theologie Dietrich Bonhoeffers im Zusammenhang mit seiner Biographie zu verstehen sucht* (wobei Biographie von ‚Hagiographie‘ zu unterscheiden ist). Und was die Biographie betrifft, so spielte für ihn seine *Familie* die entscheidende Rolle; sie war das stützende System, welches seinen Werdegang als Theologe und seinen Widerstand gegen das Nazi-Regime ermöglicht hat. Es gab *viele* Bonhoeffers, nicht nur Dietrich, und sie haben eng zusammengehalten. Etliche von ihnen waren bemerkenswerte Persönlichkeiten, die zu Unrecht gegenüber Dietrich in den Hintergrund gerückt sind. Vor wenigen Monaten ist im Gütersloher Verlagshaus das Buch *Wer war Klaus Bonhoeffer? Annäherungen an einen unbekannten Widerstandskämpfer* erschienen – die weltweit erste Monographie über Dietrichs älteren Bruder, der ihm auf dem Weg in den Widerstand vorangegangen ist.²

Innerhalb der Familie sind es vor allem die *Frauen*, denen bisher zu wenig Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist. 2018 wurden (ebenfalls im Gütersloher Verlagshaus) die Lebenserinnerungen von Dietrich Bonhoeffers jüngerer Schwester Susanne veröffentlicht unter dem Titel *Aus dem Leben der Familie Bonhoeffer* – auch dieses Buch sei zur Lektüre wärmstens empfohlen.³ Denn Susanne (die ihr Leben lang Schriftstellerin werden wollte) schreibt in einem treffenden und humorvollen Stil und so anschaulich, dass man beim Lesen das Gefühl hat, selbst am Esstisch der Familie Bonhoeffer dabei gewesen zu sein.

Ich bin der Ansicht, dass es vor allem die *Biographie* von Dietrich Bonhoeffer ist, welche zahllose Menschen bis heute fasziniert – die Tatsache, dass er eine *glaubwürdige Persönlichkeit* war, ein Mensch, der bereit war, für seine Überzeugung mit dem Leben zu bezahlen. Mit der *Theologie* Dietrich Bonhoeffers habe ich, ehrlich gesagt, an manchen Stellen Schwierigkeiten. Seine Aussagen sind mir bisweilen zu extrem, zu sehr in einem Entweder-oder-Schema gefangen; mit den Wörtern „immer“, „alles“ und „nie“ macht er es seinen Zuhörern und Lesern unnötig schwer. Ähnlich wie bei Martin Luther (der ihm zeitlebens ein Vorbild war) sind seine Gedanken von einer *sola*-Struktur geprägt; ich aber möchte lieber so ‚leise treten‘, wie Philipp Melancthon es 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg tat, möchte differenzieren und nach dem ‚goldenen Mittelweg‘ suchen. An Dietrich Bonhoeffers theologischem Ansatz ist mir außerdem seine christologische Fokussierung fremd; ich selbst stehe als systematische Theologin für eine Spiritualität, welche den ersten Glaubenssatz des apostolischen Credo, den Glauben an *Gott als Schöpfer*, und das ökumenische Engagement zur ‚Bewahrung der Schöpfung‘ in den Mittelpunkt rückt.⁴

Wenn wir uns mit Dietrich Bonhoeffer als Theologe beschäftigen, dann spielen zweifellos seine Briefe aus der Haft an Eberhard Bethge eine entscheidende Rolle; ihre Veröffentlichung hat Bonhoeffer weltweit berühmt gemacht. *Widerstand und Ergebung* – viele Menschen sind fasziniert von diesem erstmals 1951 veröffentlichten Buch,⁵ wobei es weniger um die darin enthaltenen Aussagen geht als um die Radikalität und rückhaltlose Ehrlichkeit des *Fragens*. Das kann eine Ermutigung sein, auch den eigenen Glauben in Frage zu stellen, ohne ihn zu verlieren.

Es handelt sich hier nicht um eine theologische Abhandlung, sondern um *Briefe*. Briefe, die im *Gefängnis* geschrieben worden sind, unter äußerst schwierigen Umständen. Zeit war im Grunde vorhanden (mehr als zuvor in Bonhoeffers bewegtem Leben); eher mangelte es an Papier und Bleistift – und vor allem an innerer Ruhe. Da war die Sorge um die Familienangehörigen, die ebenfalls im Widerstand tätig und von Repressionen bedroht waren. Und vor allem die Sorge um diejenigen, die gemeinsam mit Dietrich inhaftiert worden sind: seine Schwester Christine und sein Schwager Hans von Dohnanyi, der führende Kopf der Konspiration. Man musste sich auf Verhöre und auf eine mögliche Anklage vorbereiten und die (falschen) Aussagen durch heimliche Kassiber so miteinander abstimmen, dass möglichst wenig verraten wurde. All diese Fragen haben Dietrich in Anspruch genommen, und sie sind (neben anderen Themen, wie praktische Bedürfnisse des Alltags, Gesprächserlaubnis oder Reflexionen über Literatur) der hauptsächliche

Inhalt jener besonderen Briefe an Eberhard Bethge, die an der Zensur vorbei durch die Hilfe des mutigen Wärters Knobloch aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt werden konnten.

Es geht in den Briefen also nur teilweise um Theologie – dennoch ist dies ein Thema, das Dietrich Bonhoeffer „unablässig bewegt“ (DBW 8, 402) und auf das er immer wieder zu sprechen kommt. Dabei reißt der Gesprächsfaden ständig ab und muss neu angeknüpft werden – Dietrich wird häufig abgelenkt und unterbrochen, und er muss wochenlang auf eine Antwort des vertrauten Freundes warten, der zu diesem Zeitpunkt (wie so viele andere junge Pfarrer in der Bekennenden Kirche) als Soldat in die Wehrmacht eingezogen wurde; er war zunächst in Lissa, dann in Italien an verschiedenen Orten unweit von Rom stationiert.⁶ Wenn dann endlich die ersehnte Reaktion von Eberhard eintraf, so musste sich Dietrich (dem keine Abschrift seiner abgeschickten Briefe zur Verfügung stand) zunächst einmal erinnern, auf welche seiner Fragen sich die Antwort bezog. Und oft hatten sich diese Fragen angesichts der Dramatik und Dynamik seiner Situation inzwischen bereits wieder verschoben – zwar nicht grundlegend verändert, aber doch verlagert oder vertieft. Dennoch haben diese Schwierigkeiten auch einen Vorteil mit sich gebracht: Sie zwangen zu einer gewissen *Verlangsamung des Gesprächs* und zur *Disziplinierung der Gedanken* (vergleichbar der in der Erwachsenenbildung eingesetzten Methode des ›Schreibgesprächs‹, wo sich die Teilnehmer auf einem gemeinsamen Plakat ausschließlich schriftlich äußern und aufeinander reagieren können).

Ich habe etwas Ähnliches während meiner Verlobungszeit erlebt, als ich für ein halbes Jahr mit Straßenkindern in Indien gearbeitet habe, während sich mein zukünftiger Ehemann auf sein Examen an der Universität Bamberg vorbereitet hat. Jeden Abend bin ich zum *Main Post Office* in Kalkutta gelaufen und habe *alle* Briefe durchsucht, die dort *Poste Restante* gelagert wurden (für den Fall, dass etwas unter falschem Namen einsortiert wurde). Manche der Briefumschläge waren alt und abgegriffen, da sie nie abgeholt worden sind; doch kam auch immer wieder etwas Neues hinzu. Wenn es für mich war, öffnete ich den Umschlag des ‚Aerogramms‘ noch an Ort und Stelle – und dann las ich zum Beispiel, dass Erich sich eine große Familie wünscht (ein Thema, das ich vor einem Monat angeschnitten hatte); während ich bei der Frage, die ich gestern gestellt hatte (nämlich, an welchem Ort wir unsere Hochzeit feiern wollen), wiederum vier Wochen auf Antwort warten musste (vier Wochen, in denen zwischenzeitlich dreißig weitere Briefe gesendet und empfangen wurden, denn wir hatten vereinbart, uns täglich zu schreiben; Internet, E-Mails und Handys gab es damals noch nicht ...). Es war eine gute Schule der Geduld und des Zuhörens gewesen.

Jedenfalls sind die theologischen Texte in den Briefen von *Widerstand und Ergebung* verstreut und die Gedanken laufen kreuz und quer durcheinander.⁷ Erschwe-

rend kommt für das Verständnis heutiger Leser hinzu, dass Dietrich und Eberhard über Jahre hinweg sehr vertraut miteinander geworden sind (insbesondere was den Austausch über Glaubensfragen betraf), sodass Dietrich sich öfters mit Stichwörtern und Andeutungen begnügte – nach dem Motto ‚Du weißt ja, wie ich es meine ...‘. Aus all diesen Gründen sind diese Briefe aus der Haft tatsächlich nicht einfach zu lesen und zu verstehen. Das ist der Grund, warum ihre Interpretation auch heute (auf einer Tagung von ausgewiesenen Bonhoeffer-Kennern) zum Thema wird.

Doch trotz all dieser *Schwierigkeiten* ist die *Faszination* dieser theologischen Briefe ungebrochen. Woran mag das liegen? Ich meine, dass es nicht in erster Linie mit ihrem spezifischen *Inhalt* zu tun hat, sondern eher damit, dass sie ein *Bedürfnis* ansprechen, das bei zahlreichen Menschen vorhanden ist. Sie empfinden ein Unbehagen mit der ‚Sprache Kanaans‘, in der sich bis heute viel von unserem theologischen Diskurs vollzieht. Theologen, die ‚im Elfenbeinturm‘ sitzen und einen selbstreferenziellen Diskurs führen (nach dem Motto ‚wie viele Engel können auf einer Nadelspitze tanzen?‘) helfen kaum weiter. Angesichts des Säkularisierungsschubs und der Krise von Kirche und Glaube sehnen sich viele nach einer neuen Sprache, die verständlich ist und lebensweltlich relevant. Wenn dann Bonhoeffer von der „Diesseitigkeit des Christentums“ (DBW 8, 541) spricht und von einer „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ (DBW 8, 509), horchen sie auf und hoffen, in ihm einen Verbündeten zu finden.

Meiner Ansicht nach kann Bonhoeffer tatsächlich ein Verbündeter sein auf der Suche nach einer zeitgemäßen Spiritualität: mit seiner Forderung nach der ‚Diesseitigkeit des Christentums‘, die wichtig und hilfreich ist – weniger mit derjenigen nach einer ‚nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe‘. Was die ‚nicht-religiöse Interpretation‘ betrifft (das Thema des heutigen Abends), so glaube ich, dass das Anliegen zwar seine Berechtigung hat, die Formulierung jedoch missverständlich ist. Sie ist nur begreiflich vor dem Hintergrund der dialektischen Theologie Karl Barths – und von ähnlichen Aporien betroffen wie diese (auch wenn sich Bonhoeffer unter dem Stichwort „Offenbarungspositivismus“ (DBW 8, 404, 415 u. 481) von Barth distanziert).

Karl Barth wurde ja bekanntlich von Dietrich Bonhoeffer sehr geschätzt (eine Wertschätzung, die von ihm nur unzureichend erwidert worden ist).⁸ Nach seiner Rückkehr von seinem Studienjahr am *Union Theological Seminary* in New York hat Bonhoeffer Barth in Bonn aufgesucht und drei Wochen in dessen theologischem Seminar verbracht⁹ – Wochen, in denen er den Eindruck hatte, end-

lich erstmals ‚richtig Theologie getrieben‘ zu haben.¹⁰ An der liberalen Evangelisch-Theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms Universität in Berlin war Barths Theologie verpönt; Bonhoeffer (der zeitlebens ein unabhängiger Geist, ein ‚Querdenker‘ war)¹¹ hat sich davon nicht beeindrucken lassen. Ebenso wenig hat er sich mit Kritik an seinem verehrten Lehrer Karl Barth zurückgehalten, wo er sie für nötig hielt (vgl. DBW 8, 404f., 415 u. 480f.). Und er hat sich auch mit Barths Gegenspieler Rudolf Bultmann ernsthaft auseinandergesetzt.¹² Dietrich Bonhoeffer war also kein Epigone Barths. Wenn er die These von der ‚Religionslosigkeit der gegenwärtigen Welt‘ und der notwendigen Suche nach einer ‚nicht-religiösen Sprache‘ vertritt, meinte er mit ‚Religion‘ nicht unbedingt dasselbe wie Karl Barth; es ist wichtig, hier zu differenzieren. Barth verstand unter ‚Religion‘ das eigenmächtige Bemühen des Menschen, aus eigener Kraft zu Gott zu gelangen.¹³ Ähnlich wie beim Turmbau zu Babel (vgl. Gen 11, 1–9) war Religion ihm Ausdruck menschlicher Hybris.

Meiner Meinung nach ist dies allerdings wenig hilfreich, denn es widerspricht dem *common sense*. Das lateinische Wort *religio* bedeutet dem Wortsinn nach ‚Bindung‘ – und um eine personale unverbrüchliche Bindung, einen ‚Bund‘ zwischen Gott und Mensch, geht es tatsächlich in der jüdischen ebenso wie in der christlichen Tradition. Ich bin deshalb der Auffassung, dass wir das Christentum weiterhin als Religion betrachten und bezeichnen sollten – und dass Bonhoeffers Forderung nach einer ‚nicht-religiösen Interpretation‘ problematisch ist. Wegweisend bleibt sein Bemühen, eine zeitgemäße Sprache für die Inhalte des christlichen Glaubens zu finden, *Zeitgenossenschaft* zu üben. Doch würde ich eine zeitgenössische Sprache in religiösen Dingen nicht ‚nicht-religiös‘ nennen, sondern einfach ‚verständlich‘. Der Begriff „weltliche Interpretation“, den Bonhoeffer ebenfalls verwendet (DBW 8, 535), scheint mit besser geeignet, sein Anliegen in Worte zu fassen.

2 Bonhoeffers Verständnis von ‚Religion‘

Zwar zieht sich Bonhoeffers Suche nach einer ‚nicht-religiösen Interpretation‘ wie ein roter Faden durch seine Gefängnisbriefe – aber was er eigentlich unter ‚Religion‘ versteht, erklärt er nicht; nur in verstreuten Andeutungen kommt er darauf zu sprechen. Im ersten seiner theologischen Briefe (vom 30. April 1944) assoziiert er mit Religion „theologische oder fromme Worte“, „Innerlichkeit“ und „Gewissen“ (DBW 8, 402). An anderer Stelle bezeichnet er das Religiöse mit kritischem Unterton als „metaphysisch“ und als „individualistisch“ (DBW 8, 414). Er nennt die Religion „ein Gewand des Christentums“ (DBW 8, 404) und fordert, Religion nicht zur „Bedingung des Glaubens“ zu machen (DBW 8, 482).

Am ausführlichsten kommt Bonhoeffer in seinem Brief vom 16. Juli 1944 auf das Thema ‚Religion‘ zu sprechen; dort schreibt er, die Ohnmacht Gottes (wie sie in Christus am Kreuz sichtbar werde) sei „der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. [...] Insofern kann man sagen, daß die beschriebene Entwicklung zur Mündigkeit der Welt, durch die mit einer falschen Gottesvorstellung aufgeräumt wird, den Blick frei macht für den Gott der Bibel, der durch seine Ohnmacht in der Welt Macht und Raum gewinnt“ (DBW 8, 534f.; vgl. auch das Gedicht „Christen und Heiden“, DBW 8, 515f.).

3 Die großen Fragen in Bonhoeffers theologischen Briefen aus der Haft

Worum ging es Dietrich Bonhoeffer mit seinem bohrenden Fragen in den Briefen aus der Haft eigentlich? „Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus für uns heute eigentlich ist“ (DBW 8, 402). Wenn wir uns erlauben (wie eingangs angedeutet), von Bonhoeffers christologischer Fokussierung zu abstrahieren, könnten wir das vielleicht so übersetzen: Es geht um die Relevanz des Glaubens an Gott für die heutige Zeit (eine Frage, die viele Menschen beschäftigt). Für uns heute – das bedeutet nach Bonhoeffer: für die „mündig gewordene Welt“: „Die Frage heißt: Christus und die mündig gewordene Welt“ (DBW 8, 479). Auf die Analyse der Gegenwartssituation kommt Bonhoeffer immer wieder zurück: Er spricht vom „Mündigwerden des Menschen“ (DBW 8, 557)¹⁴ und von der „Religionslosigkeit des mündig gewordenen Menschen“ (DBW 8, 557). Die „Religionslosigkeit“ ist ihm geradezu ein Kennzeichen des mündigen Menschen, denn „‚Gott‘ als Arbeitshypothese, als Lückenbüsser für unsere Verlegenheiten ist überflüssig geworden“ (DBW 8, 557). Dieser Punkt scheint Dietrich Bonhoeffer sehr wichtig zu sein; er entfaltet ihn auf immer neue Weise: „Der Mensch hat gelernt, in allen wichtigen Fragen mit sich selbst fertig zu werden ohne Zuhilfenahme der ‚Arbeitshypothese Gott‘“ (DBW 8, 476). Dies gilt auch für „die sogenannten ‚letzten Fragen‘ – Tod, Schuld“ (DBW 8, 477f.). In einem anderen Brief schreibt Bonhoeffer: „Gott als moralische, politische und naturwissenschaftliche Arbeitshypothese ist abgeschafft, überwunden; ebenso aber als philosophische und religiöse Arbeitshypothese (Feuerbach!)“ (DBW 8, 532).

Im Sinn der zu Beginn postulierten Interpretation der Theologie im Kontext der Biographie können wir hier einen Anklang an seine Diskussionen mit Familienmitgliedern vernehmen, die dem christlichen Glauben skeptisch gegenüberstanden und die naturwissenschaftliche Erklärungen für physikalische (oder auch psychische) Phänomene gegenüber der ‚Arbeitshypothese

Gott‘ dezidiert bevorzugt haben (allen voran Dietrichs Vater Karl Bonhoeffer). Dietrich lässt sich auf ihre Argumente ein – und gibt ihnen recht. Seinen Glauben (der ihm in der existenziellen Not der Gefangenschaft umso wichtiger geworden ist) möchte er deshalb nicht fahren lassen – aber auf eine neue Grundlage stellen.

Entscheidend ist, dass ‚Religionslosigkeit‘ für Bonhoeffer vor dem Hintergrund der Barth’schen Religionskritik nicht unbedingt etwas Negatives ist (das Negative ist für Barth eher die Religiosität des Menschen). Entsprechend deutet Bonhoeffer die ‚Mündigkeit‘ (in etwas schwer verständlichen dialektischen Sätzen) positiv:

„Wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, daß wir in dieser Welt leben müssen – ‚etsi deus non daretur‘ [als wenn es Gott nicht gäbe]. Und eben dieses erkennen wir – vor Gott! Gott selbst zwingt uns zu dieser Erkenntnis. So führt uns unser Mündigwerden zu einer wahrhaftigeren Erkenntnis unserer Lage vor Gott. Gott gibt uns zu wissen, daß wir leben müssen als solche, die mit dem Leben fertig werden“ (DBW 8, 533).

Und er fügt hinzu: „Vor und mit Gott leben wir ohne Gott“ (DBW 8, 534). An anderer Stelle schreibt Bonhoeffer: „Die mündige Welt ist Gott-loser und darum vielleicht gerade Gott-näher als die unmündige Welt“ (DBW 8, 537).

Bonhoeffer anerkennt das neue Zeitalter der Säkularität als Tatsache und lässt sich aufrichtig darauf ein (nicht nur aus taktischen Gründen, aufgrund seiner Unvermeidbarkeit) – auch hierin kann er uns ein Vorbild sein. Bonhoeffer konstatiert: „Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen“ (DBW 8, 403) – eine Prognose, die sich meiner Ansicht nach als unzutreffend erwiesen hat (doch das tut der Bedeutung von Bonhoeffers Überlegungen keinen Abbruch; es kommt ja nicht darauf an, die Zukunft vorauszusagen, sondern sich der jeweiligen Gegenwart zu stellen). Bonhoeffer lässt sich von der Religionslosigkeit nicht entmutigen, sondern eher inspirieren – voll Zuversicht nimmt er die Herausforderung an: „Wie kann Christus der Herr auch der Religionslosen werden? Gibt es religionslose Christen?“ (DBW 8, 404). Und an anderer Stelle fährt er fort: „Das Thema, um das es mir geht [...]: Die Inanspruchnahme der mündig gewordenen Welt durch Jesus Christus“ (DBW 8, 504).

Es ergibt sich die Aufgabe, eine *neue Sprache* für die alten Gehalte des Glaubens zu finden – auch dies von Bonhoeffer im Modus der Frage, nicht als Antwort formuliert: „Wie sprechen (oder vielleicht kann man eben nicht einmal mehr davon ‚sprechen‘ wie bisher) wir

‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen?“ (DBW 8, 404). Bei der ‚religionslosen‘ Sprache geht es letztlich um eine Sprache, die für den modernen Menschen im religionslosen Zeitalter *verständlich* ist. Aber neben der Sprache geht es auch um *neue Inhalte*: Nachdem Mythos und Wunderglauben nicht mehr überzeugend waren, hatte sich die Kirche während ihres Rückzugsgefechts bei den Themen ‚Schuld‘ und ‚Tod‘ gleichsam als letzte Bastion verschanzt – Bonhoeffer aber „möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen“ (DBW 8, 407f.). Anderswo sagt er, man dürfe „Gott nicht als Lückenbüßer unserer unvollkommenen Erkenntnis figurieren lassen“; „nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muß Gott erkannt werden“ (DBW 8, 454f.). Und an anderer Stelle: „Ich will also darauf hinaus, [...] daß man die Mündigkeit der Welt und des Menschen einfach anerkennt, daß man den Menschen [...] an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert“ (DBW 8, 511). Denn: „Niemals hat Jesus die Gesundheit, die Kraft, das Glück eines Menschen an sich in Frage gestellt [...]. Jesus nimmt das ganze menschliche Leben in allen seinen Erscheinungen für sich und für das Reich Gottes in Anspruch“ (DBW 8, 504). Wenn Bonhoeffer immer wieder Gesundheit, Kraft und Glück eines Menschen bejaht, so scheint mir auch dies eine (auto-)biographische Komponente zu haben; es erinnert an die (literarische) Figur des Christoph, die er in seinem Dramen-Fragment beschrieben hat (vgl. *Fragmente aus Tegel* [= DBW 7], 21–71) – und die letztlich für ihn selbst steht, als starke Persönlichkeit mit elitärem Bewusstsein.

Das wohl wichtigste Anliegen Bonhoeffers ist die ‚Diesseitigkeit des Glaubens‘. Als Konsequenz aus der Diesseitigkeit ergibt sich auch ein gewandeltes Kirchenverständnis: Die Kirche soll ein „neues Leben im ‚Dasein-für-andere‘“ (DBW 8, 558) führen. Hier stehen Bonhoeffers berühmte radikale Sätze, die wie Paukenschläge klingen: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Um einen Anfang zu machen, muß sie alles Eigentum den Notleidenden schenken. Die Pfarrer müssen ausschließlich von den freiwilligen Gaben der Gemeinden leben, eventuell einen weltlichen Beruf ausüben“ (DBW 8, 560). Und in dem bekanntesten seiner Gefangenschaftsbriefe, demjenigen vom 21. Juli 1944, einen Tag nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler verfasst, schreibt Bonhoeffer ganz schlicht und persönlich, dass er „glauben lernen“ wolle, und „daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt“ (DBW 8, 542).

Jutta Koslowski, Gnadenthal

Anmerkungen

- 1 Auch hier wird aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung bisweilen verkürzend von ‚Bonhoeffer‘ gesprochen; im Zusammenhang dieses Themas ist damit Dietrich Bonhoeffer gemeint.
- 2 Vgl. Jutta Koslowski, *Wer war Klaus Bonhoeffer? Annäherungen an einen unbekannten Widerstandskämpfer*, Gütersloh 2023.
- 3 Vgl. Jutta Koslowski (Hg.), *Aus dem Leben der Familie Bonhoeffer. Die Aufzeichnungen von Dietrich Bonhoeffers jüngster Schwester Susanne Dreß*. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Jutta Koslowski, Gütersloh 2018.
- 4 Vgl. Carl Friedrich von Weizsäcker, *Die Zeit drängt. Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*, München 1986; Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung [Dresden, 26.–30. April 1989]. EKD-Texte, Nr. 38, Hannover 1991; *Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung*. Seoul, 5.–12. März 1990. EKD-Texte, Nr. 33, Hannover 1990, 16–30.
- 5 Vgl. Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hg. v. Christian Gremmels, Eberhard Bethge u. Renate Bethge, Gütersloh 1998 (Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 8; im Folgenden abgekürzt DBW 8).
- 6 Vgl. Eberhard Bethge, *In Zitz gab es keine Juden. Erinnerungen aus meinen ersten vierzig Jahren*, München 1989, 133–155.
- 7 Es handelt sich um insgesamt neun Briefe und einen Text, die zwischen dem 30. April und dem 3. August 1944 von Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis in Tegel geschrieben worden sind. Sie finden sich verteilt in den folgenden Briefen (wobei die theologischen Texte jeweils nur einen Teil der betreffenden Briefe ausmachen): Brief von Dietrich Bonhoeffer an Eberhard Bethge vom 30. April 1944 (DBW 8, 402–408); Brief vom 5. Mai 1944 (DBW 8, 414–416); Brief vom 29. Mai 1944 (DBW 8, 454–456); Brief vom 8. Juni 1944 (DBW 8, 476–482); Brief vom 30. Juni 1944 (DBW 8, 503f.); Brief vom 8. Juli 1944 (DBW 8, 509–512); Brief vom 16. Juli 1944 (DBW 8, 529–537); Brief vom 21. Juli 1944 (DBW 8, 541–543); Brief vom 27. Juli 1944 (DBW 8, 545 f.); ‚Entwurf für eine Arbeit‘ (DBW 8, 556–561).
- 8 Vgl. den Brief von Karl Barth an Dietrich Bonhoeffer vom 20. November 1933 (in: DBW 13, 31–34).
- 9 Vgl. Eberhard Bethge, *Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse. Eine Biographie* (1967), 9. Aufl. Gütersloh 2005, 216–219.
- 10 Vgl. den Brief von Dietrich Bonhoeffer an Erwin Sutz vom 24. Juli 1931 (DBW 11, 18–22).
- 11 Vgl. Jutta Koslowski, *Erinnerungen an Dietrich Bonhoeffer. Entdeckungen in den Aufzeichnungen seiner Schwester Susanne*, Asslar 2020, 119. – Der Begriff ‚Querdenker‘ ist hier natürlich nicht im Sinn zeitgenössischer Verschwörungstheoretiker zu verstehen, sondern er bezeichnet die Fähigkeit, von der Mehrheitsmeinung abzuweichen und gedanklich der eigenen Zeit voraus zu sein. Dabei war Bonhoeffer kein ‚Querkopf‘ (d. h. jemand, der aus Prinzip widerspricht).
- 12 Vgl. Koslowski, *Erinnerungen an Dietrich Bonhoeffer*, 119. – Freilich wird auch Bultmanns Konzept der ‚Entmythologisierung des Christentums‘ von Bonhoeffer kritisiert (vgl. DBW 8, 414); er spricht sich gegen das „liberale Reduktionsverfahren“ Bultmanns aus und sagt: „Ich bin der Auffassung, daß die vollen Inhalte einschließlich der ‚mythologischen Begriffe‘ bestehen bleiben müssen“ (DBW 8, 482).
- 13 Vgl. Karl Barth, *Der Römerbrief* (1922), 3. Aufl. München 1923, 211–253.
- 14 An anderer Stelle spricht er von der „Autonomie der Welt“ (DBW 8, 530).

Die philosophische Kritik an der Metaphysik beruht auf einem Missverständnis, sagt der Philosophie-Performer und „Denker im Dienst“ (wie er sich selbst nennt) Bazon Brock. Denn Metaphysik meint nicht die Welt jenseits dieser Welt, sondern etwas Alltägliches. Das folgende Gespräch mit Hannes Langbein über die Gefahren der Kunstreligion und die Verantwortung des Protestantismus wurde zuerst in Heft 4 (2016) der ökumenischen Zeitschrift „kunst und kirche“ veröffentlicht.

RED

Wir müssen den innerweltlichen Gott denken

BAZON BROCK im Gespräch mit Hannes Langbein (2016)

Hannes Langbein: *Lieber Bazon Brock, vor einigen Jahren habe ich Sie auf einer Tagung in Düsseldorf gehört. Damals haben Sie mit Blick auf die Kunst ein flammendes Plädoyer gegen die Metaphysik gehalten. Was ist eigentlich das Problem an der Metaphysik?*

Bazon Brock: Die Metaphysik selbst ist nicht das Problem. Das Problem ist ihr Missverständnis. Nämlich nicht zu wissen, was eigentlich mit Metaphysik gemeint ist: Physis ist das, was real in der Welt gegeben ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und mit unseren Händen ergreifen können. Und alles, was darüber hinausgeht, das ist Metaphysik: also, alles, was wir denken können. Eine Gegensätzlichkeit, eine Entgegensetzung von Menschlichem und Göttlichem, von diesseits und jenseits, von irdisch und ewig ist damit gar nicht gemeint. Diese Distinktionen sind ja alle irdisch. Sie kommen alle als Bestandteil der innerweltlichen Aktivitäten unseres zentralen Weltbildorgans, des Gehirns, vor. Physis ist das materiell Gegebene in der Welt, inklusive des eigenen Gehirns und des eigenen Körpers. Innerhalb derselben Welt ist die Metaphysik auf derselben Ebene wie die Physik gegeben. ‚Metaphysisch‘ heißt demnach nicht ‚jenseits dieser Welt‘, sondern das über das Gegebene Hinausgehende, also unser Denken.

HL: *Wie kam es denn zu diesem Missverständnis?*

BB: Das ist ein Missverständnis der alten Griechen, die sich eine Welt jenseits unserer Welt – beispielsweise die Welt der Götter – vorstellten. Auch die jüdischen und die christlichen Schöpfungsmythen stellen sich ja einen Schöpfergott vor, der – so dachte man damals – nicht Bestandteil seiner eigenen Welt sein kann. Heute weiß man durch die selbstorganisierenden Systeme, wie das gehen kann. Aber damals wusste man nicht, wie etwas geschaffen werden kann, wenn die waltenden Kräfte Bestandteil des Geschaffenen sind. Sich auszumalen, wie die Evolution selber die Naturgesetze erschafft, nach denen sie wirkt, das war unvorstellbar. Heute ist das philosophisch

kein Problem mehr. In der Kunst ist das ja auch so: Es gibt nicht einen Künstler, der irgendwo steht und dann schafft, sondern durch sein Schaffen wird er erst zum Künstler. Genauso wird Gott erst zum Schöpfer, indem er erschafft.

HL: *Das heißt, wir haben ein immanentes Schöpfungsprinzip?*

BB: Wir müssen den innerweltlichen Gott denken. Metaphysik ist ja ein Produkt der Evolution. Bewusstsein entsteht, das ist heute sehr einfach darstellbar, wenn – sagen wir mal – Caniden, also Hunde, lernen, mit den Resultaten einer Handlung zu rechnen, ohne dass sie sie ausführen. Das heißt, wenn ein Hund dreimal gepeinigt wurde, als er um eine Ecke kam und dort auf ein Ungeheuer oder auf einen Fresskonkurrenten traf, dann geht er beim vierten Mal nicht mehr um die Ecke, weil er schon mit diesem Resultat rechnet. Das heißt, er entwickelt Bewusstsein, also die Fähigkeit des Antizipierens. Antizipieren aber heißt gedankliches Vorwegnehmen von Handlungsergebnissen. Das ist ein evolutionärer Vorteil. Mit anderen Worten, die Evolution erzwingt, dass Orientierung auf die Welt eine rein gedankliche Operation ist. Heute läuft der überwiegende Teil unseres Weltbezugs über die Metaphysik, nämlich über das bloß Gedachte. Begriffe wie Nachhaltigkeit, Ganzheitlichkeit, die heute jedes Kind ganz selbstverständlich benutzt, können nicht als Gegebenheiten auf der Ebene der Physik gelten, sondern auf der Ebene der Metaphysik. Alles, was wir in unserem Alltagsbezug erleben, ist zu weit über 90 % metaphysisch und nicht mehr physisch, weil es auf Gedachtem beruht.

HL: *Heißt das, Metaphysik ist einerseits unausweichlich und andererseits ein Segen?*

BB: Das heißt vor allem, dass wir jetzt etwa mit Blick auf den Grund des metaphysischen Missverständnisses sagen: „Leute, regt euch nicht auf, Metaphysik ist etwas ganz Alltägliches!“ Jeder weiß ja, wenn er sagt: „Herr Doktor, behandeln Sie mich ganzheitlich!“, dann kann damit nicht irgendeine Form von ineinandergreifenden Händen am Körper des Patienten oder die Analyse von Blut etc. gemeint sein; da ist etwas Gedachtes im Spiel, also eine metaphysische Operation, die er von seinem Doktor verlangt. Wir müssen sagen: „Hören Sie auf, sich Metaphysik im Sinne einer jenseitigen Welt vorzustellen!“ Das wäre dringend notwendig, auch im Hinblick auf die Kunst. Denn auch dort wird ja immer wieder

vom Geheimnis der Kunst und vom Metaphysischen schwadroniert – und das ausgerechnet mit Blick auf ein Geschmiere auf der Leinwand. Man muss verrückt sein zu glauben, dass man seinen Gott in einem Gekritzel auf einer Leinwand finden könne, wie das zum Beispiel Kandinsky glaubte. Dieses ganze Gerede muss aufhören! Und dazu müssen jetzt die Protestanten beitragen.

HL: *Wie können die Protestanten an dieser Stelle helfen?*

BB: Indem sie darauf hinweisen, dass Kunstwerke Werkzeuge sind wie alles andere auch: Wie die Schrift, wie das Schreibenkönnen, wie jede Kulturtechnik. Und durch den Verweis auf das, was ein Bild ist, nämlich eine Leinwand mit Farbe darauf, und kein Organismus. Wenn ein Betrachter auf ein Werk reagiert, wenn jemand Angst hat, aggressiv wird, das Bild kaputt machen will, dann ist nicht das Bild beseelt, sondern der Betrachter. Alles andere wäre Animismus bzw. die Behauptung, dass ein kleines Stückchen Holz die Kräfte der Natur enthält. Das hat man schon vor 3000 Jahren überwunden. Dann wäre mit dem Missverständnis aufzuräumen, das Menschen heute dazu bringt, im Museum das „Schwarze Quadrat“ anzubeten, weil es mindestens 180 Millionen kostet, oder einen van Gogh für 117 Millionen, einen Braque für 100 Millionen usw.

HL: *Sie sprechen vom Kapitalismus als Quelle der Kunstreligion ...*

BB: Natürlich! Noch nie gab es eine so primitive Religion wie den Kapitalismus. Die Börse wird immer noch so betrieben, wie die Alten mit Gebeten die Wettervorhersagen gemacht haben: „Wir opfern heute noch einen Stier, damit es regnet oder damit die Sonne scheint ...“ – Das ist hanebüchen. Der Kapitalismus hat keine Theologie. Deswegen ist er die dümmste aller Religionen, die je auf Erden geherrscht hat. Es ist ein reines Machtspektakel mit Gott Mammon in der Mitte. Daher wird es Zeit, den Kirchen die Pistole auf die Brust zu setzen. Denn dass das christliche Erbe Europas zu Schanden gemacht wird, das liegt ja nicht an den Moslems, sondern an den faulen Christen, die sich dem Kapitalismus als Religion angeschlossen haben.

HL: *Was wäre für die Christen zu tun?*

BB: Sie müssen die Theologie wiederentdecken. Denn eine raffiniertere Form der Erkenntnistheorie als die der Theologen des 4. Jahrhunderts und der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts gibt es nicht. Dort muss man wieder ansetzen. Eine Religion, die keine Theologie ausbildet, ist eine mörderische Ideologie. Und Sie können sich vorstellen, was es heißt, wenn wir es jetzt mit Religionen zu tun bekommen, die überhaupt kei-

ne Theologie kennen, sondern Theologie durch soziale Verhaltensnormen ersetzen. Was dort herauskommt, ist nichts anderes als Mord und Totschlag. Man muss die höchsten Güter der Menschheit vor den Argumenten der angeblichen Auserwähltheit, vor den Argumenten der offenbarten Religionen schützen.

HL: *Das Bewusstsein der eigenen Auserwähltheit ist natürlich tief verwurzelt in den Religionen und geht mit einer gehörigen Portion metaphysischen Selbstbewusstseins einher ...*

BB: Wem sagen Sie das? Selbst ich kleine Wurst – und ich bin ja eine lächerliche kleine Wurst im Vergleich zu den großen Kennern des Hebräischen, des Aramäischen, des Griechischen, ich kann ja nur rumstottern – selbst ich konnte sehen, dass hier jahrhundertlang falsch übersetzt worden ist und daraus die Katastrophe des Jahrhunderts entstand, nämlich die Vorstellung, Gott habe sein Volk „auserwählt“. Das ist völliger Quatsch. Der Begriff heißt nicht „auserwählt“, sondern „ausgewählt“! Gott wählt das Volk Israel als Instrument aus. So wie ein Handwerker Instrumente wählt. Diese obskure Missverständlichkeit hat die Deutschen dazu veranlasst zu sagen: „Was, ihr seid auserwählt? Wir zeigen euch mal, wer wirklich auserwählt ist!“ Einem Mann wie Willy Brandt war das bewusst, als er ins Parlament kam und die Abgeordneten darauf hinwies, dass sie nicht Auserwählte, sondern Gewählte sind. So ein Mensch muss kommen, um Generationen von Theologen zu sagen, dass die Rede von der Auserwähltheit zwar ihren Machtinteressen entsprechen mag, aber am Ende in die Katastrophe führt: Kein Konkurrent erträgt es, dass sich ein anderer als auserwählt betrachtet.

HL: *Mit dem Bewusstsein der Auserwähltheit haben ja nicht nur die Theologen, sondern auch die Künstler zu kämpfen, oder? – Sind Sie denn optimistisch, dass sich diese Art von Bewusstsein überwinden lässt?*

BB: Ich habe es ja selber erlebt, wenn ich mit hundert Leuten und mehr in einer meiner Besucherschulen war, dass Menschen nach drei Stunden gesagt haben: „Ja, jetzt haben wir es verstanden!“ Aber die Frage ist natürlich, was man damit anfängt. Wir wissen zum Beispiel, dass Rauchen nicht gerade gesundheitsfördernd ist, und trotzdem rauchen wir weiter. Wir wissen, dass uns bestimmte Angewohnheiten schädigen, und trotzdem behalten wir sie bei. Die Erkenntnis selbst ist noch nicht die Beherrschbarkeit des Phänomens, sondern nur eine Voraussetzung dafür, dass ich in die Lage versetzt werde, sie zu erreichen. Mit anderen Worten: Wir können nur aufklären in dem Sinne, wie wir es mit den Besucherschulen tun, also über die Auserwähltheit, über den kleinen Gott im Künstler aufklären. Aber ob sie das tatsächlich verstehen, ob sie das tatsächlich für sich nutzen, das wissen wir natürlich nicht.

BAZON BROCK (2018)

Von der Lehre der Kirchen zu leeren Kirchen:

Das christliche Europa – durch Erfolg zerstört

Leere Kirchenbänke in Deutschland und Europa, darauf verständigen sich die meisten Diskutanten schnell, stellen ein Problem dar. Was, wenn es sich dabei um das Symptom einer grundsätzlich gutartigen Entwicklung handeln würde? *Die christlichen Kirchen sind leer, weil man heute nicht mehr gläubiger Christ zu sein braucht, um die Gleichheit der Menschen vor Gott oder Gerechtigkeit für jedermann oder Nächstenliebe als Bildung und Empathie zu erfahren, weil man die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz für selbstverständlich hält.*

Die üblichen Vorwürfe gegen Gottes Personal sind deshalb so wirksam wie falsch. Natürlich schädigt es die Glaubwürdigkeit, wenn man sonntags die Bewahrung der Schöpfung durch Konsumverzicht predigt und unter der Woche mal eben für drei Tage nach Rom jettet, um bei einem dortigen Marathon ein paar Kilometer mitzurennen. Warum? Weil es sich gut macht, wenn die Seelenhirten ihre physische Fitness beweisen. Denn die Zwei-Reiche-Lehre meint ja gerade die Einheit von Körper und Geist, von Psyche und Soma; sie gilt nicht mehr der Unterscheidung von göttlichem und menschlichem Reich oder von Theokratie und Demokratie. Also, deutsche Seelsorger*innen, lauft, lauft, dann sind beide Reiche die euren!

Die ökologischen *footprints* solcher Reisen sind jedenfalls sehr viel größer als die Jesuslatschen, die bisher in diesen Kreisen als Maßstab von Umweltreformwillen galten. Wasser predigen und Wein trinken – diese Heuchelei steht für die Unglaubwürdigkeit der Verzichtprediger: Die Arbeit machen die anderen; gerecht zu sein, ist Forderung an die Bösen und nicht an uns, denn wir sind ja gerecht, sonst würden wir diese Forderung nicht stellen. Die Volksetymologie kennt dafür den Begriff „Bigotterie“, also den Dienst für zwei Herren, wenn man den einen gegen den anderen ausspielt, um sich selbst zu bedienen.

Ernster wird es schon, wenn Kirchlinge glauben, das Gebot der Nächstenliebe verbiete es, geltendes Recht durchzusetzen. Wer rechtlich einwandfreie Entlassung von Kirchenmitarbeitern aus der Probezeit oder aus befristetem Aufenthalt mit dem Argument für ungültig erklärt, Christen müssten immer zur Vergebung von Unfähigkeit oder Egoismus bereit sein, stellt sich im Namen des Glaubens über das Gesetz. Das mag in

Diktaturen gerechtfertigt sein, in Demokratien aber ist es das nicht.

Die Liste dieser Bigotterien von Glaubenssiegern lässt sich beliebig lang ausschreiben. Derartige Verfehlungen erklären aber nicht den scheinbaren Niedergang der christlichen Kirchen als Instanzen des guten und gerechten Lebens in unserer Gesellschaft. *Die „leeren Kirchenbänke“, übrigens schon seit Langem beklagt, sind geradezu Zeichen der Verwirklichung christlicher Lebensvorstellungen in Demokratien als Rechts- und Sozialstaaten.* Beispiel: In Glaubensgemeinschaften galt und gilt die Pflicht, den Armen und Kranken unter den Gemeindemitgliedern zu helfen. Im Sozialstaat erweitert sich solche lokale Diakonie zur universellen Geltung, also zur Pflicht, allen Armen und Kranken zu helfen, soweit die eigenen Möglichkeiten das zulassen.

Was die Lehren der Kirchen postulierten und was immer nur als spezifisch christlich galt, ist in Demokratien als Rechts- und Sozialstaaten durch universelle Geltung zu Selbstverständlichkeiten erhöht worden. Das kennzeichnet übrigens die innere Logik solcher Entwicklungsprozesse, denn *Glaubensgemeinden müssen ihren Geltungsanspruch entfalten, indem sie anderen als sich selber predigen. Wenn das Heilige immer nur für dessen Anbeter gilt, bleibt es in der Wirkung beschränkt.* Wenn es auf größere Geltung zum Beispiel als Grundsatz für Akzeptanz abzielen soll, dann ist für das Sakrale gerade das Säkulare, für das Göttliche gerade das Menschliche, für das Heilige gerade das Profane, für die Außerordentlichkeit gerade die Normalität die effektivste Erscheinungsform. Der säkulare Staat westlichen Zuschnitts gewann seine überzeugende Ausprägung, gerade weil sich erst in ihm Gerechtigkeit, Glaubensfreiheit und Bewahrung der Vergangenheiten als das, was nicht vergeht, realisieren ließen.

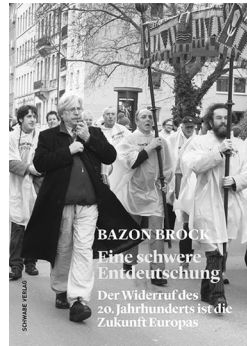
Heute garantiert nur noch der Staat die Existenz von Kirchen. Kirchen sind soziale Einrichtungen wie Finanzämter, Museen etc. Die vermeintlich triumphale Aufklärung im Westen als Trennung von Staat und Kirche, von Thron und Altar ist ein Missverständnis, denn in solcher Staatlichkeit verwirklichte sich alles, was die christlichen Kirchen je gegenüber vormodernen Despoten oder totalitärer Herrschaft fordern konnten. *Also nicht Trennung von Kirche und Staat kennzeichnet unsere Zivilität; vielmehr ist der demokratische Staat in unserem Verständnis die effektivste Durchsetzung der christlichen Ethiken und Lebensentwürfe. Leere Kirchen verweisen deshalb nicht auf ein Defizit, sondern auf eine Erfüllung.*

Leere Kirchenbänke sind der schlagende Beweis für die gelungene Durchsetzung jener Vorstellungen des gerechten Lebens, die sich primär in den christlichen Gemeinden entwickelt hatten. Das – also den Erfolg einer

Lehre – zu betonen, wird heute unabdingbar, wenn mit der Scharia als neuem Grundgesetz eine alternative umfassende Lebensgestaltung im Glauben, im Recht und in der Wirtschaft zur Geltung drängt. Die islamische Bewegung steht noch weit vor der Erfüllung ihrer Forderungen und kann deshalb die ungeheure Dynamik des Wunschs und Begehrens nutzen.

Für die im Staat verwirklichten christlichen Lehren gilt, dass die Erfüllung der Wünsche der Tod des Wunschs ist. Durch Erfolg zerstört, heißt diese Generalmaxime der durchsetzungsfähigen Moderne und es ist eine ebenso gut begründete Annahme, man lerne aus der Geschichte, dass der Geltungshunger immer über die Geltungsgewissheit siegen wird. Wenigstens so lange, wie der Geltungshunger unerfüllt bleibt. Machtgewinn ist leichter als Machterhalt. Glauben deshalb so viele in der vermeintlich garantierten Normalität lebende Westler, sie müssten die eigenen Gewissheiten zerstören, um wieder hoffen zu dürfen? Gibt es deshalb so viele Extremisten, links wie rechts, weil sie sich der Zerschlagung des Bestehenden als Voraussetzung für die Wirkung neuer Wunschbilder verpflichtet fühlen?

Bazon Brock, Berlin



Engagement
für Aufklärung
und Humanismus:

BAZON BROCK

Eine schwere Entdeutschung

Warum Entdeutschung? 1914 führte das große Pathos des Deutschtums in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft und Wissenschaft zum ersten Welt-desaster: Am deutschen Wesen war die Welt nicht genesen. Dennoch beanspruchte ab 1933 das «rasereine» Deutschtum sogar Weltführerschaft und scheiterte erneut. Doch man feierte auch noch die totale Zerstörung Deutschlands mit Bayreuther Wagnerberauschung als eine Bestätigung des deutschen Heroismus. Der zeigt sich bis heute in unserer Selbstgewissheit, Deutschland sei ein «unermesslich reiches Land», das zur Rettung der gescheiterten Staaten und ihrer Menschen vor Armut, Krankheit und Verfolgung verpflichtet sei. In Wahrheit aber gehört Deutschland nicht einmal mehr zu den 25 zukunftsfähigsten Staaten und Gesellschaften dieser Erde! Maßlose Selbstüberschätzung führt wie jeder Hochmut zum Fall. Um das zu verhindern, sollten wir Nietzsches Forderung folgen, uns zu entdeutschen – das sei erst der wahre Patriotismus.

Bazon Brock, Denker im Dienst und Künstler ohne Werk, entwickelte die Methode des Action Teaching, in dem jeder Satz zur Bühne wird (siehe «Lustmarsch durchs Theoriegelände», www.bazonbrock.de). Von 1968 bis 1992 führte er in Kassel die von ihm begründeten documenta-Besucherschulen. Von 2010 bis 2013 leitete er zusammen mit Peter Sloterdijk das Studienangebot «Der professionalisierte Bürger, Patient, Konsument, Wähler, Rezipient» an der Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Seit 2011 betreibt er die Denkerei in Berlin als «Institut für theoretische Kunst, Universalpoesie und Prognostik» mit dem Schwerpunkt «Arbeit an unlösbaren Problemen».

300 S., Broschur mit Schutzumschlag 28.00 €

ISBN 978-3-7965-5101-7

Auch als E-Buch erhältlich

Schwabe Verlag Basel

Zu viel Konsum ist schlecht für den Planeten, das wissen viele Menschen. Doch warum wird weiterhin so viel konsumiert? Warum wollen wir immer mehr, auch wenn es genug ist? Und wie können wir unser Verhalten ändern? Über diese Fragen hat Victoria Scherff von „Utopia.de“ mit Prof. Dr. Gerald Hüther, einem der bekanntesten Hirnforscher Deutschlands, gesprochen.

RED



(© Stiftung Entrepreneurship)

Entdecke dein wahres Potential (27.01.2018)

GERALD HÜTHER im Gespräch
mit Victoria Scherff

Victoria Scherff: Herr Hüther, wie kann man Menschen dazu bringen, ihr Verhalten zu ändern?

Gerald Hüther: Bisher haben wir immer gedacht, dass wir Menschen von außen dazu bringen können, ihr Verhalten zu ändern. Doch noch nie sind die Leute mit solchen großen Autos umhergefahren, noch nie waren die landwirtschaftlichen Nutzflächen so ausgebeutet und noch nie ist so viel Plastikmüll in den Meeren geschwommen. Also heißt das doch, dass unsere bisherigen Strategien nicht funktioniert haben.

Wenn es also nicht von außen geht, muss es von innen gehen. Wir müssen uns fragen: Was im Menschen kann man wachrufen und stärken, damit er aufwacht und sich anders verhält?

VS: Ein interessanter Ansatz. Was müssten wir in uns wachrufen?

GH: Wir müssten ein bestimmtes Bild von uns selbst haben und feststellen, dass dieses Bild nicht mit dem übereinstimmt, wie wir tagtäglich handeln. Durch dieses Missverhältnis ginge es uns nicht gut. Und dann würden wir versuchen, unser Verhalten an das Bild von uns selbst anzupassen.

Vorausgesetzt ist, dass wir ein starkes Bild von uns haben, denn sonst kann man dieses Bild in die Ecke legen und sagen „das interessiert mich nicht“. Das stärkste Bild, das ich für solche Fälle gefunden habe, ist die Vorstellung von der eigenen Würde.

„Von der Haltung hängt es ab“

VS: Der Duden definiert Würde als das „Bewusstsein des eigenen Wertes und dadurch bestimmte Haltung“. Wie verwenden Sie den Begriff?

GH: Es ist das nicht so gut fassbare Gefühl, dass man etwas tut, was dem eigenen Anspruch an sich selbst nicht gerecht wird. Das Gefühl haben Soldaten, wenn sie auf andere schießen. Das Gefühl haben Bauern, wenn sie ihr Feld auf eine Art und Weise bestellen, die nicht gut ist. Das Gefühl hat man auch, wenn man Fleisch isst und weiß, dass das aus einer Tierhaltung stammt, die nicht in Ordnung ist.

VS: Und wie können wir nun dieses bestimmte Bild von uns selbst erzeugen?

GH: In der Neurobiologie ist es so: Es gibt immer übergeordnete Muster, die darunterliegende Prozesse lenken und steuern. Zum Beispiel haben wir ein Bewegungsmuster, das uns hilft, ein Glas an den Mund zu führen. Das ist eine Bewegungsgestalt, die im Hirn abgespeichert ist. Wollen wir nun also etwas trinken, wissen wir durch das Muster, wie es geht und brauchen uns das Trinken nur vorzustellen. Das Gehirn reguliert

dann von allein die ganzen einzelnen Bewegungen und Muskelkontraktionen, um das Glas anzuheben und zu trinken.

Dieses Beispiel können wir auch auf der Ebene der Steuerung unseres Verhaltens anwenden. Dort nennt man übergeordnete Muster innere Einstellung, Haltung oder Mindset. Von dieser Haltung hängt es ab, wie wir uns verhalten.

„Was für ein Mensch will ich sein?“

VS: *Mein inneres Bild bestimmt also, ob ich rücksichtslos lebe oder jemand bin, dem Mitmenschen und Umwelt wichtig sind?*

GH: Ja, dieses Bild davon, was man eigentlich für ein Mensch sein will, ist das übergeordnete Bild. Dieses Bild steuert alle darunter liegenden Handlungen. Und für dieses Bild haben wir im Deutschen das Wort *Würde*.

VS: *Wir sollen uns also die Frage stellen, was für ein Mensch wir sein wollen und danach handeln? Antwortet da nicht jeder etwas Anderes?*

GH: Wenn Menschen diese Frage beantworten, dann ist die Antwort immer gleich. Denn die Frage ist so grundlegend, dass es darauf nur eine Antwort gibt: *Ich möchte jemand sein, der andere Menschen glücklich macht. Oder: Ich möchte jemand sein, der diese Natur erhält und der dazu beiträgt, dass hier alles wachsen kann. Es gibt keine Antwort wie „ich möchte jemand sein, der besonders viel Geld hat“.*

VS: *Schwer zu glauben, dass die Antworten wirklich so positiv ausfallen würden.*

GH: Versuchen Sie es doch einfach mal. Stellen wir uns mal vor, wir fragen jemanden und der antwortet: „Ich bin auf der Welt, damit ich ein gutes Leben habe, damit es mir gut geht.“ Dann würde ich fragen, was ist denn das, was dich glücklich macht? „Wenn ich viel Geld habe.“ Und was machst du mit dem vielen Geld? „Damit kaufe ich mir eine Segeljacht.“ Und was hast du damit vor? „Dann fahr ich umher.“ Wie viele Jahre möchtest du gern umherfahren?

Dann fängt er an nachzudenken, denn er möchte nicht sein ganzes Leben auf der Segeljacht fahren – was ich damit zeigen will: In diesen Befragungen müssen Sie immer weiterfragen. Am Ende wird die Person erkennen, dass sie nur glücklich sein kann, indem sie auf eine Art und Weise lebt, dass andere Lebewesen auch leben können. Es geht gar nicht anders.

„Wer glücklich ist, der kauft nicht“

VS: *Warum gibt es so wenig öffentliche Diskussion darüber?*

GH: Ich behaupte, dass das in unserer Konsumgesellschaft so gewollt ist. Menschen, die nicht wissen, wer sie sein wollen, kann man alles aufschwätzen. „Was ist eigentlich die Würde? Was für ein Mensch will ich sein?“ Das sind Fragen, die passen nicht in eine Konsumgesellschaft. Dabei sind das Fragen, die man für sich persönlich beantworten muss, damit man einen Kompass im Leben hat. Sonst kann man ja jederzeit von jedem beliebigen Angebot aus der Bahn geworfen werden. Und da wir in einer Gesellschaft leben, in der so viele ihre Angebote loswerden wollen, hat die Konsumgesellschaft kein Interesse daran, dass sich immer mehr Menschen mit dieser Frage auseinandersetzen.

VS: *Sie sagten mal in einem anderen Interview: „Wer glücklich ist, der kauft nicht.“ Ist man glücklich, wenn man diesem inneren Bild folgt?*

GH: Es gibt wahrscheinlich keinen glücklicheren Zustand als diesem Bild zu folgen. Wenn man sich also die Frage stellt „Wer will ich sein?“ und sein Leben und Verhalten darauf ausrichtet, ist man glücklicher, hat mehr Erfolg im Leben und entwickelt sich besser weiter als andere.

VS: *Ein ziemlich attraktiver Zustand.*

GH: Er ist nur gegenwärtig unattraktiv, weil er in unserer Gesellschaft tabuisiert wird. Hier geht es um einen Emanzipationsprozess von sich selbst als Mensch und von der Konsumgesellschaft. Denn wenn sich immer mehr Menschen die Frage stellen würden, wer sie sein möchten auf dieser Erde, gäbe es für die Konsumwirtschaft nicht mehr genug Konsumenten. Dann würden die Menschen erkennen, dass das Leben nicht darin besteht, sich irgendwelche Konsumbedürfnisse zu erfüllen. Das wäre ein Totalausfall für alle Werbestrategen.

Wenn man also will, dass mehr Menschen nachhaltiger leben, müsste man ihnen ein Gefühl für ihre eigene Würde vermitteln. Es geht nicht mehr nur um Nachhaltigkeit, sondern um das, was uns im Leben wichtig ist. Es muss eine öffentliche Diskussion darüber in Gang kommen, wie wichtig es ist, dass Menschen sich ihrer eigenen *Würde* bewusst werden.

VS: *Herr Hüther, ich danke Ihnen für das Gespräch.*

Gerald Hüther, Göttingen

JOACHIM KUNSTMANN

Die Kirche – vom Glaubensmuseum zum lebendigen Ort

Die Kirche ist nicht das Christentum. Sie ist allerdings eine sehr prägende und präsenste Form dieser Religion, an der vorbei diese kaum sichtbar wird. Wenn ich hier die Frage stelle, wie diese Kirche ein Ort des Lebens werden könnte, dann muss auch gefragt werden: Was ist Leben? Wann sind wir lebendig? Und wann ist Religion lebendig?

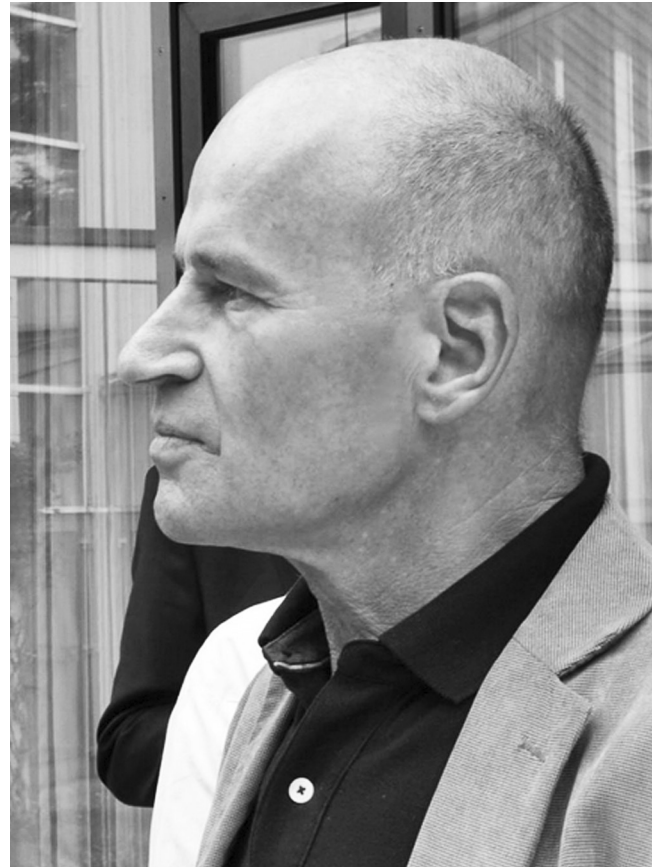
Religion ist alles andere als naiver Aberglaube. Sie ist im Gegenteil immer dort, wo sie lebendig ist, hoch kritisch. Das kann man an allen Großen der christlichen Religionsgeschichte sehr deutlich sehen. Was aber ist Religion? Sie ist, knapp gesagt, symbolische Lebens-Deutung.

Das Leben kann man philosophisch deuten, also rational, mit Hilfe von Begriffen, Analysen, Systemen. Oder durch Kunst, also durch Darstellungen: Bilder, Theaterstücke, Statuen usw. Religion steht zwischen diesen beiden: sie hat philosophische Anteile, und große künstlerische. Alles, was sich religiös ausdrückt, ist Kunst. Der Vorteil der Religion ist ihr großer Symbolschatz, Räume, Riten und insgesamt eine reiche Tradition, die es in den anderen beiden Bereichen der Lebensdeutung so nicht gibt. Ein solches Verständnis für Religion ist unverzichtbar, wenn man die Lage der Kirche heute analysieren will.

1 Die Lebensfragen und die Kirche

Unser Leben scheint – so hat es der südamerikanische Therapeut und Autor Jorge Bucay einmal gesagt – die Summe jener Momente, in denen wir uns im Einklang mit der Welt befinden. Ein Lebenslauf webt sich sozusagen aus den wenigen, aber oft prägenden Momenten existenzieller Erfahrungen und eines tiefen Erlebens. Solche Erfahrungen werden derzeit mit dem Begriff der „Resonanz“ bezeichnet, wie ihn der Soziologe Hartmut Rosa populär gemacht hat.¹

Ein anderer Begriff für Einklang wäre: Religion. Re-ligio bezeichnet genau die empfundene, tiefe Verbindung mit dem gegenwärtigen Augenblick und der Welt. Wer sich einen Moment auf einem Berg bei Sonnenaufgang vorstellt oder an einem Meeresstrand, kann dieses Gefühl gut nachvollziehen: ich bin zwar klein, aber in intensiv gespürter Verbindung mit der alles umgebenden Welt, ich bin Teil des Lebens. Das gilt nun keineswegs nur für Glücksmomente, sondern durchaus auch für den



© Joachim Kunstmann

Schmerz. Auch traumatische Erlebnisse, Todeserfahrungen oder Trennungen sind tiefes Erleben und Markierungspunkte unseres Lebens.

Fragt man nun danach, wie solche Erfahrungen in der Kirche vorkommen – also z. B. die Fragen: Was ist ein erfülltes Leben, ist das Reichtum? Erfolg? Karriere? Konsum? Wie geht man mit Leid um, mit Einsamkeit, Erfolglosigkeit, Scheitern, Vergänglichkeit? Wie mit Angst? Die Einsamkeits- und Angstwerte sind so hoch wie nie zuvor, und sie wachsen weiter. Was überhaupt ist der Sinn des Lebens, meines Lebens? Der zitierte Hartmut Rosa sagte in einem Interview kürzlich: „Die Leute laufen mit einem tonnenschweren Druck auf der Brust herum“. Die meisten Menschen sind heute unglaublich begütert, verfügen über enorme Möglichkeiten des Konsums, der Entfaltung usw. Aber die Seele der Menschen scheint zu leiden. Kann man sich einen lächelnden Porsche-Fahrer eigentlich vorstellen? Strahlende Gesichter sieht man nur noch in der Werbung. Die Stressbelastung, die Burnouts, die Depressionen nehmen immer weiter zu. Diese Themen laufen unter der Oberfläche her und werden in der Öffentlichkeit noch kaum thematisiert.

Wenn man da nun Grundbegriffe und Kennmarken der christlichen Kirche daneben stellt, etwa Glauben, Dogma, Predigt, Christentum, Verkündigung, Pfarrer – dann wird deutlich, wie weit weg die von dem sind, was Menschen heute auf dem Herzen haben. In sämtlichen empirischen Umfragen zu Religion und Kirche sind diese Begriffe inzwischen eindeutig und oft krass negativ konnotiert. Man ist nicht dogmatisch, also steif und veraltet, sondern flexibel. Man lässt sich von niemandem gern anpredigen. *Glaube* gilt durchgehend als Ausdruck persönlicher Schwäche – usw. Diese sehr negative Einschätzung ist innerhalb der Kirche aber kaum bekannt, und zumindest wird in keiner Weise auf diesen Imageverfall dessen, wofür sie offensichtlich steht, reagiert.

Es sind also nicht die Missbrauchsfälle, die Respektlosigkeit gegenüber den Laien, die Selbstherrlichkeit der Kirche und auch nicht die Überalterung der Bevölkerung oder die zunehmende Individualisierung, die die Kirche in Bedrängnis bringen. Hinter den massenhaften Kirchenaustritten steckt eine tiefe Entfremdung der Menschen von der Kirche – oder vielmehr umgekehrt: es ist ein deutlich gespürtes Desinteresse der Kirche an den Menschen. Es ist ihr nahezu komplett fehlender Lebensbezug. Eine detaillierte Studie bereits von 2004 unter deutschen Gymnasiasten ergibt denn auch: das Christentum gilt unter Schülern als eine Art überholte mittelalterliche Magiepraxis.² Die bisher umfassendste Langzeitstudie zu (christlicher) Religion spricht von einem „Sturzflug“ und „Niedergang“ der Kirchen und ist „überrascht über die Vehemenz der Kritik, die gegen die Kirchen vorgebracht wird.“³ In Büchern über die Kirche kann man Ausdrücke finden wie „desolater Zustand“, „Veränderungsresistenz“, „Insel der Harmonieseligen“.

Auch wenn es kaum nachvollziehbar ist: *alle* bisher unternommenen Reformbestrebungen der Kirche bleiben nichts anderes als formal: Zusammenlegungen, Streichungen, Umorganisationen. Eine theologische Debatte über die alarmierenden Zustände fehlt vollkommen. Das muss für alle, denen Kirche nicht egal ist, als beängstigend erscheinen. Der Graben zwischen dem, was den Menschen heute wichtig ist, und dem, was in der Kirche gilt, ist inzwischen riesig. Das kirchliche Image ist inzwischen so schlecht, dass sich viele gar nicht mehr gern mit ihr solidarisieren oder identifizieren wollen. Und das hat auch gravierende Auswirkungen auf die, die als kirchliches Personal nachrücken. Matthias Drobinski, ein sehr genauer Kenner der katholischen Kirche, hat einmal gesagt: wer heute ins Priesteramt will, hat nicht mehr den Geruch des Geweihten an sich, sondern wirkt wie jemand, der mit dem Fahrrad den Himalaja überqueren möchte.⁴

Wenn eine beliebige Firma einen derart gravierenden Imageverlust erleiden würde, wie er in den Kirchen vorliegt, würden da alle Alarmglocken schrillen. Man würde das Management austauschen, erregte Debatten führen, Berater hinzuziehen, riskante Entscheidungen treffen. In den Kirchen aber: *business as usual*, wie das Altbundeskanzler Helmut Schmidt bereits 2001 in einer Rede über die Kirchen formulierte. Nirgendwo, auch nicht im Ansatz, findet sich in den Kirchen eine theologische Überlegung über die Frage, ob sie eigentlich (noch) ihrer Aufgabe gerecht werden. Und dann bleiben die Strukturreformen in sich auch noch hochgradig widersprüchlich. Man will das „Kerngeschäft“ stärken, gleichzeitig aber in der Fläche (etwa in den Medien) präsent sein. Man will übergreifende Aufgaben besser ausstatten und vernetzen, gleichzeitig aber alles streichen, was nicht dem Auftrag der „Verkündigung“ dient. So etwa die Kirchenmusik: die zieht bei weitem die meisten Menschen in die Kirchen, soll aber jetzt weiter bespart werden.

Ähnlich widersprüchlich ist das Bild, das die gängigen Bücher über die Kirche abgeben. Für die einen ist es eine überholte Sprache, für die anderen das Ausweichen von Religion in Moral, für die nächsten das naive Gottesbild, für wieder andere die kirchliche Selbstherrlichkeit; und kein einziges dieser Bücher hat eine konkrete Idee, in welcher Richtung sich etwas verändern sollte oder könnte. Im einzelnen ist das, was da beobachtet ist, sicher richtig. Aber es bleibt allzu sehr an der Oberfläche und erklärt keineswegs den enormen Bedeutungsverlust der Kirchen, der ja immerhin – selten wird das so deutlich gesagt – der mit Abstand größte in der gesamten Geschichte des Christentums ist. Und der vollzieht sich historisch gesehen mit einer erschreckenden Rasanz.

Bis vor einigen Jahren war der Pfarrberuf zusammen mit dem Arzt und dem Professor immer einer der angesehensten Berufe im Land. Um 2010 herum ist der Pfarrer im Ansehen auf Platz 11 gerutscht, hinter die Taxifahrer. Erstaunliche 80% der evangelischen Christen sind heute laut neuester EKD-Studie der Meinung, die Kirche müsse sich „grundsätzlich ändern“, wenn sie weiterhin Bestand haben will. In der katholischen Kirche sind das sage und schreibe 96%.

Wenn sich von Kirchenleitungen aus dazu überhaupt irgend etwas vernehmen lässt, dann sind das so vage Hinweise wie der auf die Überalterung der Bevölkerung oder die zunehmende Individualisierung. Hinweise auf eigene Versäumnisse und grundsätzlich falsche Orientierungen aber: Fehlanzeige. Also: da kann man nichts machen! Das aber ist eine drastische Form der Selbstbelugung.

2 Lebendige und erstarrte Religion

Religion ist ein ambivalentes Phänomen. Sie kann Gewalt erzeugen, in der Tat, sie kann aber auch zu großen Taten des Friedens Anlass sein. Sie kann zwanghaft einengen und weiten und befreien. Religion ist so ambivalent wie der Mensch: der kann lieben und hassen, foltern und aufrichten. Man käme da aber nicht auf die Idee, den Menschen abzuschaffen; was bei der Religion für viele Zeitgenossen aber nahe liegt. Diese Aversion gegen Religion freilich ist nicht aus Gründen der Logik naheliegend, sondern in hohem Maße deshalb, weil die Kirchen Religion so schlecht vertreten. Dabei ist längst nicht mehr die Gewalt das zentrale Problem, sondern die kirchliche Weitergabe einer erstarrten, weitgehend unlebendigen Religion.

Fulbert Steffensky hat das so formuliert: „Wir finden in unseren Kirchen nicht selten ein Art von religiösem Autismus, der auf der eigenen Glaubenskonzeption besteht und nicht fähig ist, den Geist und die Logik anderer Konzeptionen wahrzunehmen.“⁵ Woher kommt dieser Autismus, dieser Selbstbezug, dieses Insiderdenken, dieses Kreisen um sich selbst? Es ist Ausdruck und Folge eines Traditionalismus, der die große Gefahr jeder religiösen Kultur darstellt. Was da ausfällt ist die Frage, wie dieses Denken und Handeln nach außen hin eigentlich wirkt, wie es ankommt, ob es daran eigentlich Bedarf gibt.

Vor einigen Jahren erschien in der Wochenzeitschrift *Die ZEIT* ein halbseitengroßes Foto, das einen Bischof mit seinen Ministranten beim Gottesdienst zeigte. Die Gesichter eingefallen, ausdruckslos, hochgradig gelangweilt; der Bischof selbst scheint kurz vor dem Einschlafen. Das Foto, so die Unterzeile, zeigte die feierliche Einsetzung eines neuen Bischofs. Ein hoch symbolisches Bild für die Erstarrung der Kirche in Routinen, scheinbaren Selbstverständlichkeiten, unverständlichen Denk- und Ritualmustern. Matthias Kroeger hat die Logik, die hier sichtbar wird, vor Jahren schon so beschrieben: „Je höher man in den kirchlichen Rängen nach oben steigt, um so stärker wird die Dominanz der Konservativen und Konfessionellen.“⁶ Der Zölibat der katholischen Kirche wird einfach deshalb nie fallen, weil diejenigen, die darüber bestimmen, uralt sind und selbst enthaltsam leben mussten. Sie werden es ihren Nachfolgenden nie erlauben, anders und freier zu leben als sie selbst.

Hinter dieser Traditionsverhaftung steckt eine stabile, uralte Glaubenslogik, die man als das „heilgeschichtliche Schema“ bezeichnet hat. Es nimmt seine Themen aus einer Art Über-Geschichte, die mit Gott, der Schöpfung und dem Sündenfall beginnt, dann den Menschen,

Christus, die Erlösung von der Sünde durch das Kreuz, Gnade, Glaube, Kirche, Sakramente thematisiert und schließlich in die Eschatologie (die Lehre von den letzten Dingen) mündet. Diese Glaubens-Lehr-Grammatik zeichnet eine absinkende und – seit dem Erscheinen Christi – eine wieder aufsteigende Linie nach: der Fall des Menschen wird beantwortet durch die barmherzige Gnade Gottes. Sie bestimmt die Themen der theologischen Dogmatiken und auch das Denken vieler frommer Christen bis heute; und das der Kirchenleitungen und ihrer Verlautbarungen – während dieses Denkschema für säkulare Menschen heute erscheint wie ein überholtes altes Märchen.

Diese Glaubenslehren für wahr zu halten und *nachzuglauben*: das ist Museumswirklichkeit. Sie hat mit den Lebensfragen von heute nahezu nichts zu tun und ist an sie auch durch immer neues Übersetzen und Interpretieren nicht mehr anschließbar. Verständlich ist darum, dass Friedrich Schleiermacher zu solchen überalteten Denkmustern immer etwas süffisant gesagt hat: man möge sie „der Geschichte übergeben“.

Und kaum jemals ist da innerkirchlich aufgefallen, dass die Lehre Jesu mit seinen zentralen Begriffen „Reich Gottes“ und „Liebe“ hier nicht einmal gestreift werden. In den theologischen Bibliotheken großer Fakultäten stehen jeweils nur eine Handvoll schmaler Bändchen über den „historischen“ Jesus, ein geradezu winziger Bestand neben den ansonsten 40–60.000 weiteren theologischen Büchern. Nie hat man einen der herausragendsten Züge im Auftreten Jesu theologisch bearbeitet, seine massive Religionskritik: Alles, was religiös hervortritt, hat Jesus einer teils heftigen Polemik unterzogen: lange Gebete, Fasten, Fromme, Priester (er nennt sie „übertünchte Gräber“!), den Tempel. Jesus hat offenbar sehr genau gesehen, dass die religiöse Kultur eine echte Religion *ersetzen* kann und dazu immer auch tendiert. Der Priester steht da an der Stelle Gottes, und Gott „wohnt“ im Tempel. Für Jesus ist das nicht nur Unsinn, sondern Gotteslästerung. Man kann Religion nicht auf Flaschen ziehen! Religion darf niemals Selbstzweck sein – und sie neigt doch immer sehr dazu. Nicht die Religion aber ist heilig, sondern das Leben. Kerim Pamuk hat das in den bemerkenswerten Satz gefasst: „Man muss die Religion vor den Religiösen bewahren“. Lebendige Religion gibt es nur als konkrete, prägende Erfahrung.

Religiöse Tradition hat eine Tendenz zum Selbstbezug, sie tendiert immer dazu, als das Heilige selbst zu gelten. Religion aber darf niemals Selbstzweck sein, sondern sie dient dem Leben. Das Problem sind daher gar nicht die Traditionen an sich, die können durchaus wertvoll sein – sondern der *Traditionalismus*, der die Traditionen als die religiöse Sache selbst versteht und sie grundsätzlich

für wichtiger nimmt als die Menschen. Es ist die *Fixierung* auf diese Traditionen, die ja nichts anderes sind als Niederschläge (alter) religiöser Erfahrungen. Es ist die Unfähigkeit, die einmal zu relativieren oder gar etwas Neues an ihre Stelle treten zu lassen.

Durch diesen kirchlichen Traditionalismus ist es darum auch vollkommen erwartbar, dass Religion generell heute als veraltet, überholt, unsinnig eingeschätzt wird. Noch einmal verschärft wird dieses Problem dadurch, dass das moderne Leben Traditionen praktisch nicht mehr kennt und nicht mehr aus ihnen lebt, sondern klar und deutlich zukunftsorientiert denkt: Projekte, Erfolge, Entwicklungen, Steigerungen, Optimierungen usw. geben heute die Logik vor. Die wenigen verbleibenden Traditionszitate in Heimatliedersendungen, am Volkstrauertag oder im Kaninchenzuchtverein erscheinen den allermeisten Menschen heute als rückständig. Die Kirchen stehen hier mit ihrer innersten Denklöge sozusagen auf der Seite derer, die man eher belächelt. Sie handeln nach dem Motto: „Alter Wein in uralte Schläuche“.

Weitgehend ähnlich gilt das für die wissenschaftliche Theologie. Insbesondere die Systematische Theologie, die Glaubens-Reflexion, arbeitet inzwischen fast ausschließlich historisch; die exegetischen (d. h. biblischen) Fächer und die Kirchengeschichte tun das sowieso. Wenn man in der Systematik einen Beitrag zu Wittgenstein findet, ist das schon sehr modern. Die heutige Frömmigkeit, die religiöse Lage aber, die Sehnsucht nach Spiritualität z. B., wird nicht zum Thema gemacht. Die Glaubensgrammatik rangiert eindeutig vor dem, was Menschen heute brauchen – auch, was sie *religiös* brauchen und suchen.

Symptomatisch für diese Traditionsverhaftung sind die gottesdienstlichen Feiern. Vorn steht da der religiöse Experte, der Bescheid weiß und austeilt; die Menschen, die kommen, sind zum Schweigen verurteilt. Sie sind nichts anderes als passive Empfänger, eigentlich nur Statisten. Selbst die Lieder sind vom Pfarrer vorgegeben. Gepredigt und gelesen werden Texte, die vor 2000 Jahren aufgeschrieben wurden. Exemplarisch zeigt sich hier die traditionalistische Denkweise der Kirche, die immer noch meint, eine vorgegebene (Offenbarungs-) Wahrheit auslegen, austeilen und weitergeben zu sollen. Sie bemerkt nicht, dass bei den meisten Zeitgenossen bei biblischen Texten, ja selbst beim Wort „Gott“, schnell sozusagen „die Klappe heruntergeht“: „Bleib mir bloß weg mit diesen alten Geschichten, ich hab ganz andere Sorgen.“ Symptomatisch ist auch die Zeit dieser Feiern am Sonntag morgen: für moderne Zeitgenossen eine Unmöglichkeit. Das scheint die Kirche aber wenig zu interessieren.

Die Tradition ist eindeutig den Menschen vorgeordnet. Auch hier ist eine Aussage Jesu auf den Kopf gestellt: „Der Sabbat ist für den Menschen da“. In der Kirche hat sich der Mensch ein- und unterzuordnen. Es sind nicht seine Themen, um die es hier geht. Oder doch nur in Ausnahmefällen, etwa in manchen Nachtgottesdiensten – zu denen dann auch entsprechend viele hingehen. Fragen wie: Was ist der Sinn?, Wer bin ich als Mensch?, ja selbst die religiösen Erfahrungen, die die Menschen machen, interessieren hier nicht oder nur am äußeren Rand.

Ich habe das selbst einmal eindrucksvoll erlebt: Bei einem Seminarwochenende zum Thema „religiöse Erfahrung“, das völlig überbucht war, haben viele der Teilnehmer von berührenden tiefen Erfahrungen berichtet, die oft ihr Leben stark verändert hatten. Alle konnten das nachvollziehen, auch wenn sie selbst so etwas nicht oder nur in Ansätzen kannten. Dann berichtete eine Frau, sie sei mit so einer Erfahrung und übergelbem Herzen zu ihrem Ortspriester gegangen, und der habe ihr geraten: „Sie sollten am besten mal in Therapie gehen.“ Den anschließenden Protest der Teilnehmer kann man sich vorstellen. Traurig aber, dass fast alle der Teilnehmer zustimmen mussten: Ja, die Kirche kennt sich mit solchen Erfahrungen nicht aus. „Die Armut unseres landläufigen Christentums besteht meines Erachtens unter anderem darin, dass es keine Sprache hat, in der ein Mensch sein eigenes Erfahrung und Erleben, seine eigene religiös Unmittelbarkeit ausdrücken könnte“, so sagt es Jörg Zink.⁷ „Der“ Glaube ist in der Kirche immer der Kirchenglaube, nicht der persönliche eines Menschen.

Ist die Kirche also religiös inkompetent? Es ist eher so: ihre Traditionsverhaftung führt dazu, dass sie heutige religiöse Erfahrungen und religiöse Deutungen gegenwärtigen Lebens scheinbar nicht kennen muss. Die Wahrheit liegt ja offenbar bereits vor: evangelisch in der Bibel, katholisch im Altarsakrament – da muss man nicht mehr die Leute fragen. Kirche und Theologie aber müssen sich auf *Religion* beziehen, nicht auf religiöse Tradition! Die Kirche muss eine „Kirche für die Religion der Menschen“ sein, wie es der Praktische Theologe Martin Kümlehn formuliert.⁸

Auch hier wieder liegt ein krasses Gegenüber zum modernen Denken vor. Dieses ist zentral an der Autonomie des Einzelnen orientiert, seiner Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstentfaltung – Kirche denkt dagegen in den Bahnen einer vorliegenden Wahrheit. Das moderne Denken ist induktiv, an Versuch und Irrtum und Entwicklung orientiert – Kirche denkt von ihren Traditionen und deren Weitergabe her. Modernes Denken ist genetisch, perspektivisch, psychologisch, kennt also die Abhängigkeit von Herkunft, Interessen, Umständen, Situationen und Emotionen; es ist insgesamt also hoch-

gradig *relativ*, also von Beziehungen abhängig – kirchliches Denken dagegen vermag sich nicht einmal klar gegen das wortwörtliche Verständnis von Religion abzugrenzen; die wörtliche Wahrheit biblischer Sätze wird dagegen wirkungsvoll von evangelikalen Christen als die Wahrheit Gottes vertreten. Kein Wunder daher, dass es in Kirche und Theologie kaum noch geistige Auseinandersetzung gibt, die öffentlich plausibel und präsentierbar ist. Man muss es so klar sagen: offensichtlich haben sich die Kirchen von der kulturellen Entwicklung abgesetzt, und von der werden sie nun selbst immer deutlicher verdrängt.

Auch religiös ist der kirchengläubige Traditionalismus nicht stimmig. Denn hier stehen Niederschläge religiöser Erfahrung an der Stelle aktueller religiöser Lebensdeutung, also eine erstarrte an Stelle einer lebendigen Religion. Verstärkt wird das durch scheinbar wörtlich zu nehmende und als physische Realität verstandene Glaubenslehren und Sakramente. Die kritischen Modernisierungsversuche der historisch-kritischen Exegese, der Entmythologisierung (Bultmann) der religiösen Diesseitigkeit (Bonhoeffer), des symbolischen Religionsdenkens (Tillich) werden oft zitiert, sind aber nie wirksam ins kirchliche Denken und Handeln eingegangen; vor allem aber nicht die epochale Umstellung der Religion von einer Glaubenslehre auf ein tiefes Erleben, wie sie Friedrich Schleiermacher bereits vor 200 Jahren vorbuchstabierte hat.

Die Kirche wird mit dieser als überholt verstandenen Logik zur Heimat der Schwachen und Hilflosen. Und genau dies ist die meistgenannte Einschätzung von Kirche in den empirischen Umfragen. Dass es vor allem die traditionsverbundenen Alten sind, die (noch) in die Kirche gehen, scheint das genau zu bestätigen.

Die Kirche hat also kein „Tradierungsproblem“, wie sie selbst das annimmt. Das zu denken, *ist* gerade das Problem. Die Kirche hat ein Innovationsproblem, wie das der Praktische Theologe Wilhelm Gräb einmal pointiert gesagt hat. Sie interessiert sich nicht für heutige, zeitgemäße religiöse Deutungen, denn sie hat das Christentum ja in ihren Urkunden. Sie hat keinen Raum mehr für Ketzer, Reformatoren und Propheten, sie ist reine Pfarr- und Priesterkirche geworden. Letztes einschlägiges Beispiel dafür ist Eugen Drewermann, ein religiös hoch gebildeter Mann, der für Massen von Menschen das Christentum neu plausibel machen konnte, der von seiner Kirche aber nicht nur vor die Tür gesetzt wurde, sondern auch von beiden theologischen Fakultäten bis heute wie ein Tabu behandelt wird.

Damit keine Missverständnisse entstehen: Kirche und Religion sind wichtig, heute so wichtig wie vielleicht nie zuvor. Die Menschen bräuchten dringend etwas, das

ihre leidenden Seelen nährt; und sie bräuchten dringend eine neue Ehrfurcht vor dem Leben, ein Wissen um die Heiligkeit und das Unverfügbare des Lebens und der Welt, dass also das Leben eine Kostbarkeit ist, und nicht eine Rohmasse, die gefälligst eigenen Bedürfnissen zu gehorchen hat. Das rückwärtsgewandte Denken von Kirche und Theologie aber sorgt dafür, dass Religion heute neben einer weitgehend säkularen, aufgeklärten, wissenschaftlich durchgeklärten, entzauberten und ernüchterten Welt, das die Menschen leer lässt, in die Rolle einer skurrilen Randerscheinung gerät. Und ganz nebenbei: „Der“ Glaube der Kirche, diese so scheinbar eindeutige Größe, ist angesichts der heutigen christlichen Aufspaltungen nur eine Illusion. Da stehen Traditionschristen, Liberale, Evangelikale, Charismatiker und spirituelle Sinnsucher weitgehend beziehungslos nebeneinander.

3 Was muss passieren?

Wenn sich in den Kirchen noch einmal etwas verändern sollte – und das wäre dringend zu wünschen –, dann wohl nur, wenn so eine Veränderung einer einfachen und wirklich plausiblen, heute nachvollziehbaren Logik folgt. Es muss also eine zentrale Idee für eine Veränderung geben, die wirklich überzeugt. So wie das in der Reformation der Fall war, deren Logik sich auf den einen Satz bringen ließe: Religion kann nicht vertreten und ausgelagert werden, sie ist eine Sache eigener Selbstverantwortung. Damit war die Idee der Autonomie geboren, die manchen Angst gemacht, andere begeistert und auf jeden Fall eine massive Wirkung entfacht hat.

Meine Idee wäre: die Aufgabe und der Sinn der Kirche ist nicht Verkündigung (oder katholisch: Sakralverwaltung), wie das innerkirchlich als so selbstverständlich gilt, dass es nirgendwo in Frage gestellt oder überhaupt thematisiert wird. Ihre Aufgabe ist auch nicht Glaubensweitergabe oder gesellschaftliche Mitverantwortung. Es sollte doch endlich klar sein, wie allein der Gestus solchen Selbstverständnisses bei autonomen Menschen heute ankommt.

Nicht die Religion ist heilig, sondern das Leben: daraus ergibt sich klar, dass die Kirche Anwalt einer das Leben deutenden Religion sein muss. Sie sollte also, knapp formuliert, nicht die Bibel weitergeben, sondern zeigen, wie man es genauso macht wie die Bibel. „Nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern wer sich wohl selbst eine machen könnte“ – so hat Schleiermacher das (in den *Reden*) genial auf den Punkt gebracht.⁹

Man lese einmal neu die Josephsgeschichte: eine ellenlange Erzählung über alles, was einem im Leben so zustoßen kann, Auf und Ab, Verrat, Erhöhung, Erniedrigung.

Oder Psalmen, in denen Menschen über ihr Leid klagen. Leben pur, sozusagen. *Religiös* sind diese Erzählungen und Texte erst dadurch, dass sie diese Lebenserfahrungen vor Gott stellen, sie also transzendieren, auf „Totalität“ beziehen, wie Schleiermacher das nannte. *Symbolische Deutung tiefer Erfahrung, die auf einen übergreifenden Horizont bezogen wird: das ist Religion.* Und es wäre die Aufgabe der Kirche, das vorzuführen und dazu anzuleiten. Nach-glauben ist Traditionalismus; religiöser Ausdruck eigenen Erlebens wäre lebendige Religiosität.

Caspar David Friedrich, der populärste deutsche Maler überhaupt, setzt genau diese religiöse Logik ins Bild. Seine Figuren stehen meistens mit dem Rücken im Bild. Damit zeigt er nicht Landschaften, sondern den *Blick* auf Landschaften, also eigentlich ein Gefühl, eine innere Bewegung, ein Erleben. Wir sehen mit einem bestimmten Blick auf die Welt, die einem religiösen Geist nicht als Natur, als quantifizierbare Physis, als geologische Formation erscheint, sondern als Schönheit, als Kostbarkeit, als Wunder.

Am Anfang lebendiger Religion steht tiefes Erleben, in der Freude wie im Schmerz. Das meint Bonhoeffer mit seiner Formulierung, Gott sei „mitten in unserem Leben jenseitig“ (DBW 8, 408): es tut sich da eine andere, tiefere Dimension in und hinter den Dingen auf. Diese Erfahrungen brauchen eine Deutung, einen Ausdruck, eine Geste, ein Bild. Religion ist eine „Kultur der Lebensdeutung“ (Wilhelm Gräb), und nicht eine Traditionsvorgabe. Traditionen können tiefes Erleben und religiöses Verstehen durchaus eröffnen! Sie geben eine Identität vor, und sie können durchaus Anleitungen sein, also zeigen, „wie es geht“. Wenn sie aber verabsolutiert werden, erstarren sie.

Lebendige Religion geht in einer heute fast durchgehend säkularen Welt nicht mehr von Traditionen aus. Sondern von den Lebenserfahrungen und den tiefen Fragen, die sich mit diesen verbinden: wie gehe ich mit meiner Einsamkeit um? Wie mit meinem Schmerz? Wie finde ich Liebe? Wer bin ich? Was ist der Sinn? Hier wäre die Aufgabe und der unverzichtbare Ort der Kirche. Hier gäbe es einen riesigen Bedarf – und hier könnte die Kirche alle ihre Stärken und Schätze einbringen. Darüber hinaus müsste sie religiöses Erleben ermöglichen – was sie durchaus tut, aber eher nebenher – und Anleitung für eine spirituelle Praxis geben, die auch individuell übernehmbar und stimmig sein muss.

Ein Beispiel dafür, wie sich durch einfache Symbolik Menschen heute angesprochen fühlen, ist der moderne evangelische Kirchenbau der Friedenskirche in Gräfelfing bei München. Die Bänke sind rund um den Altar angeordnet, dieser steht *unterhalb* der Bänke, also ab-

gesenkt als niedrigster Punkt des Raums. Hinter dem Altar eine Glaswand, die den Blick freilässt auf den Fluss draußen. Mit wenigen Mitteln ist hier eine Kirche entstanden, die Verkündigung durch Kommunikation ersetzt, die Gott symbolisch nicht als Herr im Himmel, sondern eher als die „Tiefe des Seins“ deutet, die den Blick auf das Leben draußen transparent macht und die bei den Menschen entsprechend hoch beliebt ist. Oft sind es nur Kleinigkeiten, die zeigen können, dass die Kirche die Menschen meint. Das freilich muss verstanden und gewollt werden.

Anmerkungen

- 1 Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Frankfurt a. M. 2016.
- 2 Holger Oertel, „Gesucht wird: Gott?“ *Jugend, Identität und Religion in der Postmoderne*, Gütersloh 2004.
- 3 Jörg Stolz u. a., *Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens*, Zürich 2014.
- 4 Matthias Drobinski, *Oh Gott, die Kirche. Versuch über das katholische Deutschland*, Düsseldorf 2006.
- 5 Fulbert Steffensky, *Heimathöhle Religion. Ein Gastrecht für widersprüchliche Gedanken*, Stuttgart 2015.
- 6 Matthias Kroege, *Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche. Eine Ermütigung zu distanzierter Christlichkeit*, München 1997.
- 7 Jörg Zink, *Dornen können Rosen tragen. Mystik – die Zukunft des Christentums*, Stuttgart 1997.
- 8 Martin Kümlehn, *Kirche im Zeitalter der Pluralisierung von Religion. Ein Beitrag zur praktisch-theologischen Kirchentheorie*, Gütersloh 2000.
- 9 Friedrich D. E. Schleiermacher, *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* (1799), hg. v. Andreas Arndt, Hamburg 2004.



©epd-bild/Steffen Giersch

STEFAN SEIDEL

Was es heißt, Gott mitten im Leben zu suchen

Über neue Wege der Suche nach und der Rede von Gott

Gott und die Lebensfragen – das ist die Frage nach Gott mitten im Leben; nach einer Existenzdeutung, die die engen Ketten des rein Immanenten sprengt. Gott und Leben aufeinander zu beziehen, bedeutet, eine Existenzweise zu suchen, die sich aufspannt in einem größeren Ganzen; ein Leben zu versuchen, das durch die Oberfläche hindurch zu schauen vermag, sich der Tiefe eines unendlichen Gehaltenseins bewusst wird und auf einen größeren Horizont bezogen bleibt.

Dieses Fragen nach Gott mitten im Leben befindet sich ganz in der Spur Dietrich Bonhoeffers. Ihm ging es zentral darum, Gott und das Religiöse nicht als einen abgesonderten Bereich des Menschseins zu verstehen und das Reden von Gott aus dem Klammergriff theologischer Sondersprache zu befreien. Ihm ging es um das Wagnis, den lebendigen Gott zu suchen – mitten im Leben. Und er versuchte davon zu sprechen in einer Weise, die „Gott“ nicht verobjektiviert und verklausuliert und ihn einfügt in ein festes Religionssystem. Ihm ging es darum, nah an den Lebenserfahrungen von Menschen von dem zu sprechen, was uns so schwer sagbar angeht aus der Tiefe des Seins, aus der Dimension, die uns übersteigt, aus dem Jenseitigen im Diesseitigen.

Diese Gedanken skizzierte Bonhoeffer in seinem berühmten Brief über das religionslose Christentum der Zukunft vom 30. April 1944 in dieser Weise:

„Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen; die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein. [...] Wenn die Religion nur ein Gewand des Christentums ist – und auch dieses Gewand hat zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgesehen – was ist dann ein religionsloses Christentum? [...] Wie sprechen wir von Gott – ohne Religion, d. h. eben ohne die zeitbedingten Voraussetzungen der Metaphysik, der Innerlichkeit etc. etc.? Wie sprechen (oder vielleicht kann man eben nicht einmal mehr davon ‚sprechen‘ wie bisher) wir ‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen, wie sind wir *ek-klesía*, Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern vielmehr als ganz zur Welt Gehörige? Christus ist dann nicht mehr Gegenstand der Religion, sondern etwas ganz anderes, wirklich Herr der Welt. [...] Gott ist mitten in unserm Leben jenseitig“ (DBW 8, 401–408).

Bonhoeffer öffnet hier in einer großen Denkbewegung die Fragen des Christlichen und des Religiösen für die Zukunft, für einen echten Universalismus, für eine echte Inkarnation – eine Einwanderung Gottes in unser Leben, in unsere Zeiten, in unser Weltgeschehen – Gott, mitten unter uns, als untrennbare Größe und Wirklichkeit, die wirkt und vibriert in den Lebensvollzügen der Menschen, im Leben der Welt, als die Fülle des Lebens. Er macht radikal ernst mit dem Anspruch Gottes, nicht weggeschoben zu werden an die Ränder des Lebens und Erkennens, in die Sonderbereiche, in die Sondersprache. Gott soll vielmehr als die grundsätzliche Bezugsgröße präsent sein, als „da-seiende“ Dimension aus der Tiefe und dem Hintergrund der Welt, als wirkender und rettender Teil der Welt und des Lebens in seinen tausend verschiedenen Gewändern und Geschehnissen.

Diese Gedanken Bonhoeffers bedeuten eine echte Öffnung des Lebens auf Gott hin – und eben gerade nicht die abschließende Handhabung Gottes durch Expertenwissen und Expertensprache einer Macht-Kirche. Gott wird vorgestellt als einer, der in und unter den Menschen wirkend ist – als die vertiefende Dimension im Leben, die Fülle, der Sinn, der Halt, die Rettung. Es ist die Aufgabe des Menschen, in seinem Bewusstsein und mit seinem Leben immer tiefer hineinzureifen in dieses Leben mit Gott und von Gott her. Wenn das gelingt, ist das eine Gnade. So denke ich, hat Bonhoeffer diesen alten traditionellen Begriff der religiösen Sprache verstanden und beispielhaft übersetzt in eine religionslose Sprache des Lebens.

In dieser Weise sollten wir also die alten Begriffe der Religion nicht aufgeben, sondern neu interpretieren und in Leben übersetzen, um ihren Sinn auch in religionsloser Zeit zu erhalten. Das formulierte Bonhoeffer als die Aufgabe der Christus-Kirche in religionsloser Zeit: neue Wege zu finden, um in einer immanenten Welt die transzendente Größe, das Göttliche zur Sprache und ins Bewusstsein zu bringen. „Gott“ muss also gewissermaßen herausgelöst werden aus den gusseisernen Begriffen der Tradition, der Festlegung, der Verwaltung und bezogen werden auf konkretes Leben. So kann eine Distanzierung Gottes überwunden werden.

Glaube kommt dann als ein Deutungsgeschehen in den Blick, dass das Leben durchscheinend auf Gott werden lässt und das Göttliche gewissermaßen mit dem Leben predigt, sichtbar macht. Glaube ist dann das Teilnehmen an Gott; sicher auch am Leiden und Mitleiden Gottes in einer oft als gottlos empfundenen Zeit mit großen Nöten und Leiden. Christen haben dann keine Botschaft, sondern sie sind die Botschaft. An ihnen soll die Wirklichkeit der größeren Liebe ablesbar und welthaft wirksam werden. Dann geht es darum, immer wieder Glaube, Hoffnung und Liebe zu stärken und zu vergrößern. Freundlichkeit, Fürsorge, Hilfe zu schaffen. Leiden zu vermindern und zu vermeiden. Ehrfurcht vor dem Leben zu praktizieren. Und immer wieder eine größere Liebe zu leben, die sogar den Feind einschließt.

Der Glaubende soll sich als ein Beteiligter begreifen, als ein in Gott-Verwickelter, als ein Teil der dynamischen göttlich-irdischen Wirklichkeit, dem immanent-transzendenten Geschehen, das wir Leben im Horizont Gottes nennen. Immer in dem Wissen, dass wir Gott nicht fassen können, wohl aber in ihm leben, weben und sein können, wenn wir uns öffnen und resonant werden für die tausend Zeichen Gottes; wenn wir uns rufen lassen und uns als Gefundene verstehen – als Teilnehmende an „Gott“ und als zutiefst in ihn Geworfene, Ergebene.

Dies ist wohl die Aufgabe, vor die uns die religionslos gewordene Zeit stellt – neu von Gott zu reden in, mit und durch unser Leben, als „Zeugen“, die etwas von Gott angeweht hat und die das in eigener Sprache und Praxis teilen wollen. Ganz im Sinne des berühmten Ausspruchs Karl Rahners: „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein [...]“.¹ Oder, wie es Dorothee Sölle einmal ausgedrückt hat, dass nur noch eine „Theopoesie“, ein dichterisches Reden von Gott jenseits von Abstraktion und Neutralität angemessen wäre: „Das Christentum setzt voraus, dass alle Menschen Dichter sind, nämlich beten können. Das ist dasselbe wie: mit den Augen Gottes sehen.“² An einer anderen Stelle schrieb sie: „Gott wird nicht gefunden wie ein kostba-

rer Stein oder die blaue Blume. Gott ereignet sich. *God happens.*“³ Es geht dabei auch um den Mut und das Berechtigtsein, eigenen Erfahrungen, Evidenzen, Deutungen, Bildern, Überzeugungen, Wahrheiten in Bezug auf Gott zu trauen. Die frühere Orthodoxie, die über die Einhaltung der „reinen Lehre“ wachte, ist vergangen. Sie hat sich gewissermaßen demokratisiert. Der Einzelne steht nun als „Ort der Gottesbegegnung“ im Zentrum – seine Gotteserfahrung und -beziehung ist gültig. Und sie macht sich nicht mehr fest an äußeren Etiketten bestimmter Konfessions- und Religionsbekenntnisse. Heute gibt es viele „weltliche Mystiker“, die „das von Gott“ leben und zur Wirklichkeit und Wirksamkeit verhelfen.

Den Versuch, neu und mit dem Leben gedeckt, heute von den Erfahrungen Gottes zu reden und die ganz persönlichen Evidenzen göttlicher Wahrheit und Wirklichkeit im Leben auszudrücken, habe ich mit dem Gesprächsbuchprojekt *Grenzgänge. Gespräche über das Gottsuchen* unternommen.⁴ Darin habe ich 19 bekannte Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Künstler und Theologinnen und Theologen nach ihren persönlichen Erfahrungen eines größeren Ganzen befragt, wie Gott in ihrem Leben Spuren hinterlassen hat und welchen Reim sie sich darauf machen, wie es ihre Welt- und Lebenssicht beeinflusst hat und wie diese Dimension, von der so schwer zu reden ist, mitteilbar wäre. Wie also „vom Schatz im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft“, von diesem Sich-Ereignen Gottes zu reden wäre. Auf diese Personen bin ich durch ihre jeweiligen Werke aufmerksam geworden, in denen für mich in einer neuen Form und Sprache etwas von der hintergründigen Dimension des Göttlichen im Leben aufgeschienen ist. In diesen Texten wurde mir deutlich, dass hier Menschen auch von einem tieferen Geschehen schreiben, dass sie etwas von „Gott“ erfahren haben, auch wenn sie diesen Begriff nicht explizit verwenden. Sie sind in meinen Augen gewissermaßen Mystiker von heute. Interessanterweise alles Menschen, die sich in Distanz zur Kirche oder nur an ihrem Rand verorten. Ihnen ist es aus meiner Sicht gelungen, auch für religiös nicht vorgeprägte Menschen das Thema des Bezogenseins auf die unnennbare Tiefe des Seins, auf jene Transzendenz in der Immanenz aufleuchten zu lassen. Durch ihre Art der Kunst, durch ihre Art des Schreibens und des mit ihrem Leben Predigens.

Sie bieten gewissermaßen kapellenlose Geschichten vom Wirken des Göttlichen in ihrem Leben. Sie zeigen weniger, wie Gott genau ist und was über ihn ausgesagt werden kann, sondern was es für Folgerungen hat, wenn man sich der Dimension des Göttlichen bewusst wird; was das hervorbringt, welches verwandelte, vertiefte, geteilte, angstfreiende, hoffende, liebende Leben.

Auch ich selbst habe im Einleitungskapitel versucht, persönlich und in einer mit meinem Leben und Erkennen gedeckten Weise von meinem Bezogensein auf das Göttliche zu schreiben:

„Beim Versuch, mich an meine früheste Vorstellung von Gott zu erinnern, stoße ich auf dieses Bild: Am fernen Ende der Straße, in der mein Zuhause ist, wo die Straße eine starke Biegung nach links macht und in einen von zu Hause aus nicht mehr einsehbaren Bereich führt, steht eine übergroße Gestalt in rotem Gewand, ein Stab und eine Laterne in der Hand, mit dem einen Arm eine öffnende Bewegung machend, sodass das Gewand sich weitet: Gott. Es ist nicht auszuschließen, dass dieses Bild zurückgeht auf eine bildliche Darstellung des ‚guten Hirten‘ aus Psalm 23, die mir im Kindergottesdienst begegnet ist. Dennoch erstaunt es mich, dass sich dieses Bild so tief in meine Seele eingegraben hat, sodass ich unvermittelt auch heute noch dieses Bild vor Augen habe, wenn ich mir Gott vorzustellen versuche. Dieses Bild sagt: Am Ende der von mir damals bekannten Welt, an der Biegung der Straße, steht Gott als beschirmende und beschützende Größe. Jetzt, da ich mir dieses Bild noch einmal näher ins Gedächtnis rufe, erkenne ich, dass die ausladende Armbewegung in die Richtung des unbekannten Gebiets nach der Kurve weist. Laterne und Stab verweisen auf Führung, Schutz und Leitung. Es ist ein Vertrauen stiftendes Bild, das sagt: Hab keine Angst vor dem Ende des dir Bekannten, vor dem Ende deiner Welt, ich warte am Übergang und leite und begleite dich weiter. Die riesenhafte übergroße der Gestalt verweist außerdem darauf, dass wohl kaum etwas, das einem auf dem kommenden unbekannten Terrain begegnet, größer und stärker sein wird als Gott. Gott sei Dank, so will ich im Rückblick meinen, ist das Gottesbild, das zutiefst in mir eingewachsen ist, eines, das von Gottes Güte und schützender Kraft kündet. Das ist offenbar auch so grundlegend und unverwundlich, dass ihm die später kennengelernten Erzählungen von einem strafenden und richtenden Gott, der die Sünden missbilligt und verfolgt und Andersglaubende ausschließt, nichts Grundsätzliches anhaben konnten. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, warum ‚Gott‘ für mich lebenslang eine prägende Bezugsgröße geblieben ist, eine Dimension des Welt- und Lebenszugangs, die ich nicht wegzudenken vermag und die mich immer wieder herausfordert, die Welt auch im Licht Gottes zu sehen – und diesem Geheimnis nachzuspüren und in ihm zu leben zu versuchen. [...] Sich also als *gehaltener* und *gerufener* Teil des Göttlichen zu begreifen, ist für mich ‚Glauben‘, ist Kern aller Mystik, die sich in so vielen individuellen Formen des eigenen *Verbundenseins* mit dem Göttlichen und des *Gerufenseins*

durch Gott ausdrücken kann. [...] Ich darf mich im Letzten als unendlich passiv, eben als *gehalten* verstehen und gleichzeitig als dazu *gerufen*, mit meinem eigenen, unverwechselbaren Sein teilzunehmen an der Liebe Gottes in dieser Welt – und der Welt meine Farbe, meinen Geschmack, meinen Ton hinzuzufügen. Glaube erscheint mir auf diese Weise als ein tiefenschichtiges Resonanzphänomen, das in einem grundlegenden *Angebundensein* und einem *Gerufensein* zur je eigenen Antwort der Liebe wurzelt.“⁵

Abschließend möchte ich noch einen Gedanken im Anschluss an Bonhoeffer vorstellen, der den Blick weg vom abstrakten Gottesreden lenkte und hin zu einem Leben im lebendigen Gott, der mitten in unserem Leben jenseitig ist. Bonhoeffer betonte, dass der Bezug zu Gott den Menschen aus seinem Ego herausruft, aus seinem Gefangensein in sich selbst. Das lebendige Bezogensein auf Gott bricht das Ich-bezogene Denken und Leben auf und öffnet es auf das Andere Gottes und auf den anderen Menschen hin.

Christus-Nachfolge ist demnach für Bonhoeffer ein „Dasein für andere“. „Unser Verhältnis zu Gott ist kein ‚religiöses‘ zu einem denkbar höchsten, mächtigsten, besten Wesen – das ist keine echte Transzendenz –, sondern unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben im ‚Dasein-für-andere‘, in der Teilnahme am Sein Jesu“ (DBW 8, 558). Und so hat sich auch die Kirche zu verstehen.

„Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Um einen Anfang zu machen, muß sie alles Eigentum den Notleidenden schenken. [...] Sie muß an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muß den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heißt, ‚für andere dazusein‘. [...] Sie wird von Maß, Echtheit, Vertrauen, Treue, Stetigkeit, Geduld, Zucht, Demut, Bescheidenheit, Genügsamkeit sprechen müssen. Sie wird die Bedeutung des menschlichen ‚Vorbildes‘ (das in der Menschheit Jesu seinen Ursprung hat und bei Paulus so wichtig ist!) nicht unterschätzen dürfen; nicht durch Begriffe, sondern durch Vorbild bekommt ihr Wort Nachdruck und Kraft“ (DBW 8, 560f.).

Es geht auch im gemeinschaftlich gelebten Christsein um eine Öffnung für das größere Lieben, um ein Leben in Bezogenheit auf die größere Liebe – gewissermaßen vertikal und horizontal. Glaube oder Christus-Nachfolge führt in dieses vertiefte Leben und Lieben, führt von der Ich-Bezogenheit in die Beziehung von Ich und Du, die in der großen Beziehung zu Gott wurzelt; Beziehungslosigkeit ist der Tod; Liebe ist das Leben.

Glaube oder Christus-Nachfolge führt aus der Enge der Angst in das Vertrauen und die Verbundenheit eines Lebens aus und in Gott, eines Lebens, das sich von guten Mächten wunderbar geborgen weiß und fähig zum Teilen von Leben, zum Lindern von Leiden und zum Leben in der größeren Liebe wird – da geschieht Gott, da ereignet sich Gott; über die Liebe kann nicht doziert werden, sie muss gelebt werden.

Was ist also der Schatz des Lebens? Dieses Teilhaben und Teilnehmen an der größeren Liebe. Denn sie ist Gott. Darin sind wir unmittelbar in Gott.

Diese Gedanken fasst ein Abschnitt aus meinem Buch *Nach der Leere. Versuch über die Religiosität der Zukunft* zusammen:

„Gerade an den Rändern des Eigenen wird also etwas von ‚Gott‘ sichtbar: dort, wo ein fremder Horizont aufscheint oder wo eine Bewegung auf ein Anderes geschieht, zum Beispiel die Bewegung des Mitleids mit einem beschädigten Leben. Entdeckt werden könnte die tiefe Wahrheit des Christlichen, dass Gott in der liebenden Hinwendung zum Leidenden zu finden ist. Die Wege zu ihm sind keineswegs verschlossen. Es heißt: Christus macht sich auffindbar in der helfenden Bewegung zu Hungrigen, Gefangenen, Kranken und Fremden (Matthäus 25). Es ist der Weg der Liebe und Hinwendung, auf dem unversehens Jesus selbst gefunden wird im Hungrigen, im Kranken, im Gefangenen, im Fremden. Und so kann auch heute geschehen, was Albert Schweitzer so unnachahmlich festgestellt hat: ‚Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er [Jesus] zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wussten, wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! Und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muss. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist [...].‘“⁶

Anmerkungen

- 1 Karl Rahner, Frömmigkeit früher und heute, in: ders., *Schriften zur Theologie*, Bd. 7, Einsiedeln 1966, 22f.
- 2 Dorothee Sölle, *Gegenwind. Erinnerungen*, München 1999, 287 u. 289
- 3 Dorothee Sölle, *Gott denken. Einführung in die Theologie*, Stuttgart 1990, 242.
- 4 Vgl. Stefan Seidel, *Grenzgänge. Gespräche über das Gottsuchen*, München 2022.
- 5 Seidel, *Grenzgänge*, 14f. u. 18.
- 6 Stefan Seidel, *Nach der Leere. Versuch. Über die Religiosität der Zukunft*, München 2020, 142f.

FABIAN VOGT

Wir können's ja nicht lassen!

Predigt über Johannes 20,19–29 am
Sonntag, 14. April 2024, zur Tagung des
Dietrich-Bonhoeffer-Vereins

Gnade sei mit uns und Friede von Gott unserem Vater, dem Herrn Jesus Christus und dem Heiligen Geist. Amen.

Wir kennen ja alle diese schönen bis heute geläufigen Redewendungen, die ursprünglich aus der Bibel stammen. Zum Beispiel: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, „Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf“, „Jemanden zum Sündenbock machen“ oder „Dir werde ich die Leviten lesen“. Und es gibt biblische Persönlichkeiten, die bis heute Redewendungen angestoßen haben: „Da wird einer vom Saulus zum Paulus“. „Das ist wie David gegen Goliath.“ „Der ist alt wie Methusalem.“ Oder – was ich noch stärker finde: „Den Finger in die Wunde legen!“

Ja, die Formulierung kommt vom „ungläubigen Thomas“ – dessen Name ja ebenfalls eine biblisch motivierte Redewendung initiiert hat: „Du bist auch so ein ungläubiger Thomas“. Also: Dieser Thomas ist nicht bereit, an die Geschichten von der Auferstehung Jesu zu glauben, wenn er nicht selbst seinen Finger in die Wunde Jesu gelegt hat. Eine der bekanntesten nachösterlichen Geschichten. Und tatsächlich: Jesus erscheint der Jüngerschar noch einmal und fordert Thomas persönlich auf: „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“

Eine tolle Überlieferung. Warum? Weil sie so aktuell ist. Weil viele Menschen heute wie Thomas sagen: „Erzähl mir nichts vom Glauben, ich will ihn persönlich erleben – sonst kann ich mit all den Behauptungen und Postulaten nichts anfangen.“ Nur damit wir uns eines klarmachen: „Jesus liebt Dich!“ Das ist für die meisten Menschen heute ein völlig sinnloser Satz. Ein kluger Theologe hat mal gesagt: „Der Satz ‚Jesus hat dich lieb‘ ist für die Mehrheit der Frauen und Männer im 21. Jahrhundert genauso relevant wie der Satz ‚King Kong hat dich lieb.‘“ Wenn ich von dieser Liebe nichts fühle, dann bleiben alle noch so hehren Worte hohl und leer.

Unsere Tagung heißt „Gott und die Lebensfragen“. Und auch dieses Thema spiegelt sich in der Sehnsucht des Thomas wider: Ich möchte wissen, ob das mit diesem Jesus für mich persönlich, für meine Lebensfragen in ir-

gendeiner Weise relevant ist. Für meine Arbeit, für meine Ehe, für die Kindererziehung, für den Umgang mit der Umwelt, die gesellschaftlichen Entwicklungen und die politischen Herausforderungen.

Thomas will seinen Finger in die Wunde legen. Weil das für ihn sein Zugang zur Wahrheit ist. Er möchte die Wahrheit am eigenen Leib spüren. Er möchte begreifen. Ja, er möchte der Wahrheit auf den Grund gehen. Und das klingt in der heute noch geläufigen Formulierung „Den Finger in die Wunde legen“ an: Da gibt es empfindliche Stellen und es wird höchste Zeit, dass da mal jemand den Finger in die Wunde legt. Interessanterweise meinen wir damit – und das ist wesentlich – heute aber vor allem „unangenehme Wahrheiten“ – Wahrheiten, die wehtun. Wahrheiten, die richtig schmerzvoll sind, und die oft genau aus diesem Grund auch unterdrückt werden. Unangenehme Wahrheiten.

Thomas dagegen will einer angenehmen Wahrheit auf die Spur kommen, nämlich der Wahrheit „Jesus lebt! – Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Spannend, wie sich so eine Deutungsebene im Lauf der Zeit verschieben kann: von den angenehmen Wahrheiten zu den unangenehmen Wahrheiten. Von der Sehnsucht zur Kritik. Warum ist das wichtig? Weil ich glaube, dass wir inzwischen in einer Gesellschaft leben, in der wir alle sehr professionell über unangenehmen Wahrheiten reden können. Wir wissen alle, wie man – im modernen Verständnis der Redewendung – den Finger in die Wunde legt. Und wir sind stolz darauf, wenn wir den Mut haben, es zu tun. Wir fokussieren uns mit aller Kraft auf das Unangenehme.

Nur: Achtung! Das ist nicht das, worum es dem ungläubigen Thomas ging. Und ich wünschte mir natürlich sehr, wir würden wie er regelmäßig den Finger in die Wunde legen, um angenehme Wahrheiten ans Tageslicht zu bringen. Aber seien wir doch mal ehrlich: Jammern ist ziemlich leicht. Wir alle wissen, wo die Kirche und die Gesellschaft zurzeit nicht funktionieren, dass viele unserer Traditionen und Aufgaben auf dem Prüfstand stehen. Und ja, ich bin auch davon überzeugt, dass die Kirchen viele dieser Knackpunkte noch lange nicht mit der nötigen Ehrlichkeit und der daraus folgenden Bereitschaft zur Veränderung wahrnehmen. Also: Lasst uns den Finger in die Wunden legen.

Aber wie wäre es, wenn wir das so tun, dass dabei auch und vor allem die angenehmen Wahrheiten ans Tageslicht kommen. Wenn wir den Finger so in die Wunden legen, dass wir nachher wie Thomas rufen können: „Mein Herr und mein Gott“ – weil wir in unserer Annäherung an die Wunden dem Auferstandenen begegnen. Und ich sag mal, um das an einem Beispiel zu verdeutli-

chen: Die gerade in allen Landeskirchen stattfindenden Reformprozesse sind – zumindest nach Wahrnehmung der betroffenen Gemeinden – vor allem Strukturveränderungen, organisatorische Umbauten, denen ein inhaltliches Profil meist völlig fehlt. Die funktionieren nach dem Motto: „Lasst uns überlegen, wie wir mit weniger Geld, weniger Personal und weniger Gebäude das weiter machen können, was jetzt auch nicht funktioniert.“

Und jetzt stellt sich die Frage: Wenn ich weiß, dass ich zukünftig mit fünf anderen Gemeinden einen Nachbarschaftsraum oder einen Kooperationsraum bilden muss, was mache ich dann? Will ich dann – wie es so viele gerade laut und aufgeregt tun – über die Herausforderungen jammern oder gelingt es mir, in den Wunden dem Auferstandenen zu begegnen? Gott begegnen in den Wunden. Das ist die Geschichte von Thomas. Und der Bedeutungsverlust der Kirche ist wahrlich eine riesige Wunde. Und trotzdem bin ich überzeugt, dass darin der Auferstandene erfahrbar werden kann.

Jesus kommt zu Thomas und zeigt seine Wunden. Die Kirche ist da und wir sehen ihre Wunden. Ihr Zerschlagen-Sein, ihre Schmerzen, den Tod, den sie gerade stirbt. Und ich frage mich, ob es nicht wie bei Jesus der Finger in genau diesen Wunden ist, der zu einer Erfahrung des Neuanfangs werden kann. Denn Thomas hat eben nicht die Wunden gesehen und gerufen: „Da Jesus, schau dir an, wie kaputt du bist. Überall Löcher. Geh gefälligst zum Arzt. Und dann sei bitte wieder wie vorher der große Wunderheiler, Wanderprediger und Community-Builder!“ Nein, Thomas versteht, dass dieser Auferstandene nicht an seinem ehemaligen Gesicht zu erkennen ist (was er, wie wir wissen, tatsächlich nicht war), sondern an seinen Wunden. An dem, was am Kreuz passiert ist.

Darum sagt Jesus ja auch zu Thomas: „Weil du mich gesehen hat, darum glaubst du. Selig sind die – also: wohl ergeht es denen, vielleicht auch: glücklich sind die –, die nicht sehen und doch glauben.“ Was meint Jesus damit? Bestimmt nicht, dass wir einfach blindlinks alles glauben sollen. Hier bekommt die griechische Bedeutung des Wortes *pisteuein* eine besondere Rolle, weil *pisteuein* eben „vertrauen“ meint. Was ja dazu führt, dass wir das komplette Neue Testament wesentlich besser verstehen würden, wenn wir immer da, wo Luther „glauben“ übersetzt hat, „vertrauen“ sagen würden. „Denen geht es gut, die nicht sehen und doch vertrauen.“ Das steht da und meint etwas anderes als einen Glauben im Sinn von „eine Erkenntnis besitzen“.

Vielleicht ist das der Schlüssel zu einer Kirche der Zukunft: eine Gemeinschaft der Vertrauenden. Menschen, die darauf vertrauen, dass Gott mit ihnen ist, mit uns

ist, auch wenn wir allzu oft vor allem auf die Wunden schauen, auf die Verletzungen, auf die Schmerzen. Vertrauen nicht trotz der Wunden, sondern durch die Wunden. In der neutestamentlichen Lesung haben wir am Anfang das Bild vom guten Hirten gehört [vgl. Joh 10,11ff.], – und glauben Sie mir: Schafe sehen und verstehen nicht, was der Hirte tut, aber sie vertrauen ihm. Sie folgen ihm, weil sie spüren: „Bei dem geht es uns gut.“ Nebenbei: Auch die Verse, die wir aus Hesekiel gehört haben, ein Klagelied, münden nachher in ein Loblied des Vertrauens auf Gott [vgl. Hes 34,1ff.].

Das Schöne dabei ist: Menschen, die Gott vertrauen, die Jesus vertrauen, aus ganzem Herzen vertrauen – Sie wissen vermutlich, dass Credo, die Kurzform für Glaubensbekenntnis, von *Cor dare* kommt, „sein Herz verschenken“, sprich: diejenigen, die Gott ihr Herz schenken –, die reden eben nicht nur über das, was ihnen alles nicht passt, über die Hässlichkeit der Wunden, sondern über das, was sie angesichts der Wunden trägt und hält. Das, was sie persönlich trägt und hält. Das ist dann auch eine Antwort auf die Sehnsucht der Menschen nach echten Erfahrungen, nach Spiritualität, die sich im Leben als kraftvoll und sinnstiftend erweist. Wenn Thomas ruft: „Mein Herr und mein Gott“, dann kommt darin zweimal das Wort „mein“ vor. Jetzt bist du, Jesus, nicht einfach der Retter der Welt, du bist *mein* Retter. *Mein* Retter.

Ich persönlich bin überzeugt, dass die Kirche der Zukunft eine Kirche des Zeugnisses sein wird. Eine Kirche, in der Menschen vielleicht nicht die großen theologischen Zusammenhänge alle verstehen und erklären können, aber in der sie leidenschaftlich und individuell von dem reden, was sie mit Gott erfahren haben, was das alles für sie bedeutet. Und es könnte sein, dass suchende Menschen daran viel besser anknüpfen können als an alle die ach so richtigen dogmatischen Erläuterungen.

Die Kirche der Zukunft wird aus Menschen bestehen, die wie Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat ausrufen: „Wir können es nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ [Apg 4,20]. Weil wir nicht von Glaubenswahrheiten, sondern von unserem Vertrauen erzählen. Weil wir nicht von den Wunden reden, die wir überall sehen, sondern von dem Glauben, den diese Wunden in uns wecken. „Selig sind die, die nicht sehen und doch vertrauen.“

Und für uns stellt sich natürlich die Frage, ob und wie wir vertrauen. Und ob und wie unser Vertrauen in unserem Reden, Erzählen und Schwärmen vorkommt. Gilt denn auch für uns: „Wir können es nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“? Die Evangelische Kirche in Deutschland hat auf ihrer Herbstsynode 2023 klar formuliert, dass die Sprachfähigkeit

im Glauben heute eine der Kernherausforderungen für die Christenheit in Deutschland ist. Warum? Nun: Wir haben verlernt, über unser Vertrauen zu reden. Das hat viele kulturelle und gesellschaftliche Gründe, aber es hat womöglich auch den Grund, dass wir selbst das Vertrauen neu in uns finden müssen. Nein, nicht in uns. In den Wunden des Auferstandenen. In den Wunden dieser Welt. In unseren eigenen Wunden. Und ich wünsche mir, dass wir wie Thomas erleben, dass aus dem „Finger in die Wunde legen“ eine Auferstehungserfahrung wird. Und dass aus solchen Auferstehungserfahrungen Vertrauen wird. Und dass aus solchem Vertrauen die Lust und die Fähigkeit erwächst, so vom Glauben zu reden, dass andere inspiriert werden.

Denn dann wird das passieren, was schon Dietrich Bonhoeffer klug prophezeit hat: „[D]er Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden“ [DBW 8, 436].

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne – und unser Vertrauen in Jesus Christus. Amen.

UDA WEIDT

Eindrücke von der Tagung des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins vom 12.–14. April 2024 in Erfurt

Für mich war es das erste Mal, dass ich an einer Tagung des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins teilgenommen habe. „Gott und die Lebensfragen“, dieses Thema hat mich interessiert. Wie hängen Gott und die Lebensfragen zusammen, was hat Gott mit den Lebensfragen von uns Menschen zu tun?

Wie einen bunten Blumenstrauß habe ich die Tage in Erfurt erlebt. Zu Beginn gleich eine Führung durch das altherwürdige Gemäuer des alten Augustinerklosters – ein besonderes Ambiente –, dann Vorträge, Arbeitsgruppen, Murrengruppen, musikalische Beiträge, Gottesdienst, gutes Essen mit Gesprächen bei den Mahlzeiten und gemütliches Zusammensitzen und interessante Gespräche abends im Klosterkeller.

Hier in diesen altherwürdigen Mauern hat Martin Luther als Mönch gelebt und theologisch gearbeitet. Hier entstand sozusagen die Reformation, die den Blick auf den Menschen gelenkt hat. Luther hat es vorgelebt, dass letztlich das Gewissen des Menschen entscheidet, nicht kirchliche Vorschriften und nicht eine hierarchische Kirche als vermeintliche Zwischeninstanz zwischen Gott und den Menschen. Mir kam es vor, als ob jetzt bei der Tagung irgendwie wieder um eine Reformation gerungen wurde. Was muss heute in der Kirche reformiert werden, anders werden, neu werden?

Mit dieser Frage im Hinterkopf sprachen mich besonders die Vorträge von Herrn Prof. Kunstmann und von Herrn Prof. Hüther an.

Bei Herrn Hüther ist bei mir besonders hängengeblieben: der Mensch muss als Subjekt und darf nicht als Objekt gesehen werden. Nur wenn der Mensch als Subjekt behandelt wird, ist er frei und kann sich entfalten und kreativ sein und muss sich nicht von sich selber abschneiden und verhärten.

Dieser primäre Blick auf den Menschen wurde auch bei Herrn Kunstmann deutlich. Er betonte: in unserer Kirche müssen die Bedürfnisse der Menschen im Mittelpunkt stehen. Es geht um die Menschen, ihre Zerrissenheiten und Nöte müssen gesehen und wahrgenommen werden. Religion als symbolische Lebensdeutung hat die Menschen im Blick. Religion als das Bewusstsein von der Heiligkeit des Lebens hat neben den Menschen die gesamte Schöpfung im Blick, die Tiere, die Pflanzen, eben die gesamte Natur. Irenäus, ein Kirchenvater aus der alten Kirche, wurde zitiert: „Gottes Ehre ist der lebendige Mensch“. Das *Heilige* von Rudolf Otto vor cir-

ca 100 Jahren erzeugte damals große Aufmerksamkeit. Auf der Tagung in Erfurt ging es nach meinem Eindruck wieder zentral um das Heilige, jedoch mit einem etwas anderen Focus. Das lebendige Leben als das Heilige zu erkennen – darauf kommt es wohl an. „Ehrfurcht vor dem Leben“, weil es heilig ist. Wir ehren Gott, wenn wir das lebendige Leben als heilig erkennen und heilig halten. Dazu sollte die Kirche heute einladen und beitragen.

Wir müssen die Existenzfragen der Menschen zum Thema machen, um ein lebendiges Leben zu ermöglichen. Wir müssen die Menschen als Subjekte sehen und behandeln, damit sie sich mit ihrer ganzen Kreativität entfalten können und frei sind und sich in dieser Welt engagieren können. Diese Sicht brauchen wir heute in der Kirche. Der Mensch ist nicht ein Objekt, das angepredigt werden muss, dem etwas vorgeschrieben werden muss, das irgendwelchen Vorschriften genügen muss.

Es gab viele bunte Blumen auf dieser Tagung. Ich habe von einigen berichtet, die mich besonders angesprochen haben. Andere Teilnehmende haben sich sicherlich an anderen Blumen erfreut. Von einer besonderen Blume möchte ich zum Schluss noch erzählen: Nach vielem Mitdenken und Nachdenken sang Herr Vogt zum Ausklang eines Tages mit uns das bekannte Lied von Dietrich Bonhoeffer: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Viele sangen die Strophen auswendig mit. Für mich war es ein sehr berührender Moment. Ein gemeinsames Lied, ein Ausdruck unseres gemeinsamen Vertrauens, unseres Verwurzeltheits in diese guten Mächte, die uns umgeben und geborgen sein lassen in allem, was wir tun. Und zu tun gibt es ja genug bei dieser Aufgabe der Erneuerung der Kirche. Wir sind gefragt.

Mir ist auf dieser Tagung nochmals sehr bewusst geworden, wie wichtig unsere Kirche ist. Die Kirche mit all ihren Schätzen an Räumen, Liedern, Ritualen, Geschichten ist der Raum, wo die Religion zum Ausdruck und zur Darstellung kommt. Hier kann unser Leben symbolisch gedeutet werden. In der Kirche kann Gemeinschaft erlebt werden, ein Grundbedürfnis von uns Menschen, das Bedürfnis nach Verbundenheit, wie Herr Hüther sagte. Und die Kirche kann ein Raum sein, in dem sich Menschen einsetzen, dass die Heiligkeit des Lebens bewusst gemacht, bewahrt und erhalten wird. Ja, es ist notwendig, dass wir uns für eine Erneuerung unserer Kirche einsetzen.

Vielen Dank für diese bereichernde Tagung für all die Mühe und Arbeit der Vorbereitung! Durch die Impulse und Beiträge der Referenten und durch die Gespräche wurden nach meinem Eindruck Horizonterweiterungen und neue Sichtweisen möglich. Vielleicht war die Tagung in dieser geschichtsträchtigen Umgebung ja ein wichtiger Schritt zur Erneuerung unserer Kirche, zu einer neuen Reformation.

Uda Weidt, Uffenheim

II. WEITERE BEITRÄGE

In dem folgenden Beitrag greift Reinhard Müller zentrale Aspekte noch einmal auf, die auf der Tagung „Gott und die Lebensfragen“ zur Diskussion standen, und denkt sie im Sinne einer neuen Sprache des Glaubens weiter. In Anknüpfung an Bonhoeffers Überlegungen zur „nicht-religiösen Interpretation“ kommt er zum Ergebnis, dass Gott das Leben sei.

RED

REINHARD MÜLLER

Gott und das Leben

Probleme und Hoffnungen bei der Suche nach einer neuen Sprache des Glaubens

Versuche einer neuen Sprache

Sicher gibt es verschiedene Mittel, Überzeugungen und Glauben weiterzugeben und herauszulocken. Ich beschränke mich hier auf die Worte. Worte transportieren einen Inhalt. Will man verstanden werden, muss man verständlich reden. Da sich das Weltbild, die Lebensweise und die Arbeitswelt enorm wandeln, verändern sich auch die Auswahl und die Bedeutung von Worten. Da ergeben sich vielfältige neue Denkmuster und oft auch eine neue Sprache. In den letzten Jahrhunderten gab es da manche Ansätze und Beispiele. Das hatte auch Dietrich Bonhoeffer in seinen Gefängnisbriefen ersehnt: „Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, [...] die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit [...]“ (*Widerstand und Ergebung*, DBW 8, 436).

1 „Gott und die Lebensfragen“

Das war das Thema der Tagung in Erfurt vom 12.–14. April 2024 mit dem Untertitel: „Vom Schatz im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft“. Sie wollte niemandem seinen persönlichen Glauben nehmen, sondern dazu beitragen, den unfassbar köstlichen Schatz, also den guten ewigen Gott für die Welt verstehbarer zu machen. Wir wollten einsetzen bei Bonhoeffers Drang nach einer weltlichen Interpretation der theologischen Begriffe. Wir wollten nach möglichen Denkmustern suchen bei einem Philosophen und einem Neurobiologen. Wir wollten fragen, was in unserer Kirche nötig ist und was in der Gesellschaft gedacht wird. Hier gibt es keinen Tagungsbericht, sondern hauptsächlich Erkenntnisse und Ergänzungen. Ich konzentriere mich dabei im Wesentlichen auf die Rede von Gott. Dabei gehe ich ab Punkt 7 über die Aussagen der Tagung und die von Bonhoeffer hinaus!

2 Die weltliche Interpretation der theologischen Begriffe

Bonhoeffer war zunächst ein lutherischer Theologe. Doch durch seinen gelebten Glauben hat er sich davon gelöst: er hat die Zwei-Reiche-Lehre aufgebrochen und sich in der (damals so genannten) Judenfrage und der Friedensfrage intensiv ins ‚andere Reich‘ eingemischt – ja, er hat im Widerstand gegen Judenvernichtung und Krieg sein Leben eingesetzt; er hat durch seine Situationsethik viele vom Gesetzesdruck befreit. Dann stellte er in den Gefängnisbriefen, obwohl er 1933 eine kräftige Christologie-Vorlesung gehalten hatte, im Brief vom 30. April 1944 eine für ihn offenbar offene Frage: Wer ist „Christus heute für uns eigentlich?“ (DBW 8, 402) Damit beginnen seine frappierend neuen theologischen Fragen und sein intensiver Wunsch, die Begriffe des Glaubens „nicht-religiös“ (DBW 8, 414 u. 509), „weltlich“ (DBW 8, 405, 416 u. 535) zu interpretieren. Dieses Hauptanliegen Bonhoeffers gilt es als neuen theologischen Ansatz zu würdigen! Er spricht dabei von „biblischen Begriffen“ (DBW 8, 509), obwohl er vielfach auch weitere theologische Begriffe nennt (u. a. Schöpfung, Glaube, letzte Dinge, Gott, Wunder, Rechtfertigung, Heilung, Versöhnung, Erlösung, Auferstehung). Dabei versteht Bonhoeffer „Religion“ sehr eingegrenzt als ein zeitbedingtes „Gewand des Christentums“ (DBW 8, 404): „[M]an muss beide [Gott und Wunder] ‚nicht-religiös‘ interpretieren [...] können“ (DBW 8, 414). Also nicht mehr „metaphysisch“ und „individualistisch reden“, also ohne Hoffnung auf ein „Jenseits“ und ohne Überbewertung des „persönlichen Seelenheil[s]“. Dagegen fragt er: „Ist nicht die Gerechtigkeit und das Reich Gottes auf Erden der Mittelpunkt von allem? [...] Nicht um das Jenseits, sondern um diese Welt [...] geht es doch“ (Brief vom 5. 5. 1944, DBW 8, 415).

Auf dieser Grundlage hat er als Antwort auf die anfangs offene Frage durchaus richtungsweisende Stichworte gegeben. Vor allem im meist übergangenen „Entwurf für eine Arbeit“ (beim Brief vom 3. 8. 1944). Hier stellt Bonhoeffer in meiner Ausgabe von *Widerstand und Ergebung* die neuartige Frage:

„Was ist Gott?¹ Nicht zuerst ein allgemeiner Gottesglaube an Gottes Allmacht etc. [...] Begegnung mit

Jesus Christus. [...] Das ‚Für-andere-Dasein‘ Jesu ist die Transzendenzerfahrung! [...] Unser Verhältnis zu Gott ist kein ‚religiöses‘ zu einem [...] höchsten [...] Wesen [...], sondern unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben in ‚Dasein-für-andere‘, in der Teilnahme am Sein Jesu. Nicht die unendlichen [...] Aufgaben, sondern der jeweils gegebene erreichbare Nächste ist das Transzendente. Gott in Menschengestalt [...] [ist] der ‚Mensch für andere‘!, darum der Gekreuzigte. [...] Interpretation der biblischen Begriffe von hier aus“ (DBW 8, 558f.)

Exkurs 1: Warum Bonhoeffers ‚nicht-religiöse Interpretation‘ nicht zum Zuge kam

Bonhoeffer schrieb die Briefe an seinen Freund Eberhard Bethge, der später in seiner großen Bonhoeffer-Biographie die neuen Gedanken Bonhoeffers durchaus zu würdigen versucht. Im Briefwechsel bleibt er aber ein stummes Gegenüber. Die „volle[] Diesseitigkeit“ (Brief vom 21. 7. 1944, DBW 8, 542), von der durchdrungen Bonhoeffer seine Briefe schreibt, hat viele Leser fasziniert und ihren Glauben befreit.

Manche halten das für einen Irrtum, da ‚Religiosität‘ wieder im Kommen sei, wobei sie ‚Religion‘ jeweils ganz anders verstehen als Bonhoeffer. – Andere empfinden das als Zerstörung ihres persönlichen Glaubens, als Infragestellung des christlichen Glaubens oder gar als Leugnung der Existenz Gottes. Aber eine Interpretation einer Wirklichkeit ist doch nicht deren Abschaffung, sondern versucht neue verständliche Worte. Bonhoeffer war ein frommer Mann – und hatte neuartige Gedanken! – Wieder andere nehmen Bonhoeffers Gefängnis-Gedanken nicht ernst, und so sind sie bis heute oft verdrängt – auch im Bonhoeffer-Verein – aus mehreren Gründen:

Es heißt, das seien übersteigerte, aus der extremen Belastung im Gefängnis entglittene Gedanken. – Das Beharren auf der altkirchlich missverstandenen „Arkandisziplin“ verhindert die Umsetzung der innerweltlichen Interpretation, indem sie unverständliche Begriffe als das Eigentliche des Glaubens schützen sollte. Arkandisziplin im Wortsinn bewahrt diese alten „Gewänder“ wie in einem Museum.² – Es heißt, Bonhoeffer sei ja wieder zur religiösen Sprache zurückgekehrt: etwa (a) beim Lied „Von guten Mächten“ (DBW 8, 607f.), – wo doch die „guten Mächte“ die „immer ganz gegenwärtig[en]“ Verbindungen mit seiner Braut, mit seiner Familie, seinen Freunden darstellen; da spürt er „ein großes unsichtbares Reich“. Und dabei erinnert er sich an ein Kinderlied, in dem diese „Realität“ als „Engel“ personifiziert ist und die er jetzt neu „gute unsichtbare Mächte“ nennt.³ – Oder (b) beim angeblich ‚zünftigen Gottesdienst‘ an Bonhoeffers letztem Sonntag, dem 8. April 1945, – wo dies doch

eine Andacht zur Tages-Lösung war und die Worte Bonhoeffers niemand kennt. – Oder (c) bei Bonhoeffers sogenannten ‚letzten Worten‘, deren zweite, glaubhaftere Fassung jedoch die „universale Brüderlichkeit“ glaubt und nicht ein jenseitiges Leben.⁴ –

Einige Vikare des Predigerseminars in Finkenwalde verehrten Bonhoeffer als brillanten Theologen und Bruder, sodass sie mit den neuen Gedanken aus den Gefängnisbriefen nichts anfangen konnten. – Andere halten Bonhoeffers Hauptanliegen für ‚rätselhaft‘ oder unfertig; er habe nur Fragen gestellt. Doch diese sollten wir wenigstens würdigen! Es heißt: er habe die Fragen nicht beantwortet. Ja und nein! Es gibt Antwort-Ansätze, die erst mal zu würdigen sind! Zum anderen hat er noch im September 1944 Briefe geschrieben und angefangen, den „Entwurf für eine Arbeit“ ausführlich darzustellen! Beides hat er an Bethge geschickt, der es vernichten musste als er selbst verhaftet wurde, jedoch leider keine inhaltlichen Erinnerungen niederschrieb.

Andere meinen, die neuen Gedanken in den Gefängnisbriefen seien schon angelegt in früheren Schriften und hier nur verkürzt angerissen. So solle man also gleich die Originale lesen und immer den ganzen Bonhoeffer im Blick haben. Aber kann ein Theologe nicht auch zu neuen Erkenntnissen kommen? – Wieder andere meinen, dass eine „nicht-religiöse Interpretation“ gar nicht möglich sei. Sie zitieren dazu einen Satz von Bonhoeffer, „daß die vollen Inhalte einschließlich der ‚mythologischen‘ Begriffe bestehen bleiben müssen“, denn „diese Mythologie (Auferstehung etc.) ist die Sache selbst!“ (Brief vom 8. 6. 1944). Wenn Mythologie und Religion dasselbe wären, wäre nach diesem Satz eine nichtreligiöse Interpretation allerdings erledigt. Aber Bonhoeffer hatte einen sehr eingegrenzten Religionsbegriff (siehe oben) und hat also hier zwischen Mythologie und Religion unterschieden. Denn schon die Fortsetzung dieser Briefstelle lautet: „aber dass diese Begriffe nun in einer Weise interpretiert werden müssen, die nicht die Religion als Bedingung des Glaubens [...] voraussetzt“ (DBW 8, 482). Und im Brief vom 27. 6. 1944 gibt er einen Interpretations-Anfang: „Die christliche Auferstehungshoffnung unterscheidet sich von den mythologischen“ – etwa „Erlösung [...] in einem besseren Jenseits“ – „darin, dass sie den Menschen [...] an sein Leben auf der Erde verweist“ (DBW 8, 500). Oder schon am 30. 4. 1944: „Der Auferstehungsglaube ist nicht die ‚Lösung‘ des Todesproblems“ (DBW 8, 408). Demnach wären hier nach Bonhoeffer die Mythen die tiefen Erfahrungen des Lebens und Religion die austauschbaren Gewänder. –

Andere zitieren Sätze aus den Briefen, die dem Hauptanliegen angeblich widersprechen. So zum Beispiel: „Gott ist mitten in unserm Leben jenseitig“ (DBW 8, 408).

Doch das Wörtchen ‚jenseitig‘ bezeichnet hier nicht eine jenseitige Welt, sondern betont zu Recht Gottes Unverfügbarkeit. – Wieder andere zitieren einzelne Sätze und Abschnitte, die dem Hauptanliegen nicht entsprechen. Aber kann man wirklich daraus ableiten, Bonhoeffer wäre generell beim traditionellen Gottes- und Christusglauben geblieben und würde weiter wie bisher an Transzendenz, Jenseits und Auferstehungsglauben festhalten? Das würde doch die theologischen Gedanken in den Briefen komplett überflüssig machen und die Wucht von Bonhoeffers Glaubensüberzeugungen und seiner Gottesnähe ignorieren. Eine lose Folge von Briefen ist ja keine systematische Abhandlung, die freilich Bonhoeffer im „Entwurf für ein Arbeit“ angefangen hat. –

Manche sagen: Gewiss hat Bonhoeffer die eine Welt ohne Jenseits und das Für-andere-Dasein Jesu ins Zentrum der Theologie gesetzt, aber ich brauche Gott als Person und die Vertikale nach oben. – Andere verweisen auf Bonhoeffers Beten im Gefängnis, was die Vorstellung von Gott als Person voraussetze. Ja, das ist der spezielle Vollzug des Glaubens; und das andere ist eine verstandesmäßige Beschreibung Gottes ohne personale Züge. – Wieder andere halten die ‚nichtreligiöse Interpretation‘ für überflüssig, da sie die alte Sprache – ähnlich wie bei der Poesie – fast automatisch übersetzen; und so stört sie die Differenz zum Leben nicht.

Exkurs 2: „Einen Gott, den ‚es gibt‘, gibt es nicht“

Dieser Satz Bonhoeffers wird oft zitiert, wenn es um die Ablehnung eines statischen, irgendwo wie ein Ding vorhandenen Gottes geht; wenn jemand Abschied nehmen möchte vom Bild eines allmächtigen, physisch vorhandenen, zur Not auch gegen die Naturgesetze handelnden – oft männlich gedachten – Gottes; wenn jemand Abschied nehmen möchte von Gott als Richter oder Lenker des Schicksals Einzelner oder von Völkern.

Aber diese Zitationen sind höchst problematisch. Zum einen stammt dieses Zitat aus Bonhoeffers schwer formulierter Habilitationsschrift *Akt und Sein* von 1930 – und zwar verzerrend unvollständig. Erweitert heißt es dort:

„Die Seinsart der Offenbarung ist nur im Bezug der Personen bestimmbar. ‚Es gibt‘ nur Seiendes, Gegebenes. Es ist ein Widerspruch in sich, jenseits des Seienenden ein ‚es gibt‘ auffinden zu wollen. Im sozialen Bezug der Person kommt der statische Seinsbegriff des ‚es gibt‘ in Bewegung. Einen Gott, den ‚es gibt‘, gibt es nicht; Gott ‚ist‘ im Personenbezug, und das Sein ist sein Personsein“ (DBW 2, 112)

Und zwar wird Gottes Personsein nur im Glauben erkannt (vgl. DBW 2, 125). Insofern betont Bonhoeffer

hier geradezu, dass Gott als Person existiert! Es ist also ein Missbrauch, aus dem Zitat generell zu folgern: Gott existiere nicht wirklich oder gar nicht. Das tut nur der Nicht-Glaubende. Hingegen will sich Bonhoeffer in den Gefängnisbriefen mit der ‚neuen Sprache‘ lediglich von einem falschen Gottesbegriff verabschieden, wobei das bewusste Betonen von Gott als Person dort nicht vorkommt.

3 Den innerweltlichen Gott denken

Bei den altgriechischen Philosophen bedeutete Metaphysik: Alles, was über das hinausgeht, was real in der Welt gegeben ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und mit unseren Händen ergreifen können: also alles, was wir denken können! Im Mittelalter entstand erst eine Gegensätzlichkeit, eine Entgegensetzung von Menschlichem und Göttlichem, von Diesseits und Jenseits, von irdisch und ewig! Die andere Welt wurde zur Metaphysik. Wenn diese irrtümlich angenommene andere Welt nicht mehr anzunehmen ist, können wir befreit den realen Gott innerweltlichen denken.⁵

4 Die Verbundenheit zwischen den Menschen

Unsere Gehirntätigkeit als Herstellung ständig neuer Verbindungen ist auf ein gelingendes Leben aus, was bestimmt ist von Durchhaltevermögen und Kooperation, also gegenseitiger Unterstützung. Wenn kein Machtdruck und Zwang einwirkt, entstehen dabei in jedem Menschen gleichermaßen einerseits eine innere Lebendigkeit und ein authentisches Selbst und andererseits heile Beziehungen und gute Verbundenheit zwischen den Menschen. Dafür ist „Liebe“ eine treffende Zusammenfassung. Sie ist neurobiologisch feststellbar, aber nicht vom Gehirn steuerbar, sodass wir sinnvollerweise auf unser Herz hören und das Bauchgefühl wahrnehmen sollten.⁶

5 Das tiefe Erleben der Menschen

Die Kirche kann vom Glaubensmuseum zum Ort des Lebens werden! Dafür dürfen aber nicht die fertigen Glaubenslehren, sondern das tiefe Erleben der Menschen sollte im Mittelpunkt stehen! Die Kirche hat gute unverzichtbare Räume für das Zulassen von Lebenserfahrungen in der Freude wie im Schmerz! Und für den gegenseitigen Austausch über die tiefen Fragen: Was ist der Sinn? Und: Wer bin ich als Mensch?⁷

6 Gott ist, dass wir lieben

Die Anbindung an das Göttliche gelingt zunehmend nicht mehr. Die bisherigen Glaubenslehren der Kirche stehen da wie fremde Gestalten einer vergangenen Epo-

che. Daneben wächst ein Gefühl der Verbundenheit mit anderem Leben, ein unverwüstliches Ahnen um die Kräfte des Guten und der Güte, um die Kraft der Liebe in dieser Welt: *Gott ist, dass wir lieben; er ereignet sich im Leben.*⁸

Exkurs 3: Zitate von Schriftstellern, Künstlern und Theologen aus den Interviews im Buch „Grenzgänge“

1. Was bedeutet für Sie „Gott“?

Gott steht für die Kraft und die Macht, die größer ist als der Mensch. Sie ist ewig und grenzenlos (25). Ein unsichtbares Netzwerk der Freundlichkeiten arbeitet am Gleichgewicht der Welt (31). Alles vergeht, das Licht, der Funke bleibt (36). Das Leben selbst ist die große Lehrerin (37). Gott ist ein Fluchtpunkt, eine Tiefendimension des Lebens. Gott ist ein Geschehen: eine öffnende tragende und bergende Lebenskraft (63). Gott ist ein immer anwesendes Gegenüber. Gott ist das gute, konstruktive Prinzip der Schöpfung (78). Es gibt etwas Größeres, dem wir uns anvertrauen können und dem wir vielleicht auch helfen können (79). Gott geschieht nicht als Sprache, Gott ist kein Gedanke, sondern Nähe, Zärtlichkeit. Gott ist Forderung nach einem Leben in Liebe (89). Der große Geist. Gott ist der Inbegriff des Lebens (151). Gott ist die Tiefe der Wirklichkeit (176). Glaube, Hoffnung, Liebe – das ist die Präsenz Gottes (179). Gott – ewige Liebe, Freiheit, Schöpfergeist (188). Wie der Gott in mir zusammentrifft mit dem Gott in jedem Menschen. Gott unter uns, zwischen uns und um uns herum (192). Wir sind eine Fortsetzung Gottes (197). Das große Ganze, das geheilte Eine. Die große Kraft der Verbundenheit (215). Die Abwesenheit der Gerechtigkeit ist die Abwesenheit Gottes (252). Gottes Logik: Leben für alle (253). Aus ‚Ich bin da‘ wurde der Kyrios – ein männlicher Herrscher (266). Die Frage: Warum lässt Gott das zu, stellt sich für mich nicht, sondern: Warum lassen wir das zu! (269). Keinem kann Gott beigebracht werden: in jedem ist Gott als innere Quelle (271). Gott ist in uns (275). Gott ist Liebe, Schöpferkraft, zugängliche Anwesenheit, heiliges Du, vitale Energie in uns, sprudelnde Quelle in mir von Leben und Liebe. Es sind nur wir, die das verhindern und blockieren können (278). Gott ist Liebe = Kernbotschaft des Neuen Testaments (289).

2. Was bedeutet für Sie „Glauben“?

Der Bezug zu etwas Größerem (9). Das Absehen von sich selbst (52). Glauben ist hoffnungsvolles Warten (57). Glauben bedeutet Einverständnis mit dem Leben, ein Dazugehören (78). Ich glaube, dass das Leben Liebe ist (93). Mir kann nichts passieren, bin mit allen Dingen verbunden, Bestandteil eines perfekten Systems (99). Das Einzige, was ich lernen muss: mein Ich freizugeben (102).

Tiefes Vertrauen ins Leben (148). Glaube ist Ergriffensein von dem, was unbedingt angeht, ruft zur Verantwortung für Mitmenschen und Welt (151). Glauben ist Sinn haben, Aufgehoben sein in einem großen Ganzen (161). Ergriffenheit – zwischenmenschliche Erfahrung – Ehrfurcht – Erfahrung von Natur (164). Glaube ist der Mut, leise und mit staunendem Herzen in Räume einzutreten (173). Ich möchte nur das, was das Leben (Gott) von mir möchte (191). Ich betrachte alles so, wie es ist; ich bin dankbar (212). Glauben ist kein Zustand, sondern ein Tätigkeitswort (264). Alles beginnt mit der Sehnsucht: was geht unmittelbar an, was ist wichtig im Leben? (270) Unsere Energie ist nicht verschwunden, wenn wir sterben (282). Musik hilft, den Kern des Lebens zu finden (284).

7 Missverständliche Begriffe

7.1 Will man verstanden werden, sollte man eindeutige Worte verwenden. Etty Hillesum schrieb in ihrem Tagebuch *Das denkende Herz*: „Die Dinge müssen es vertragen können, dass man sie präzise beim Namen nennt [...]“. Und obwohl für sie Gott weder ein Ding noch eine Person war, sondern ein „Urquell“ in ihrem Innern und das „Leben selbst“, bemühte sie sich auch bei Gott um „kristallklare Ehrlichkeit“.¹⁰

Offenbar ist es aber gerade bei Überzeugung und Glauben schwer, klare Worte zu verwenden und missverständliche zu vermeiden. Vor allem kann es nicht darum gehen, Fremdworte zu benutzen oder Begriffe zu retten. Bei folgenden Begriffen sollten wir uns entweder auf eine genau Bedeutung einigen oder sie einfach weglassen:

Theismus ist die Lehre von Gott als höherem Wesen, als Schöpfer der Welt, der sie von außen erhält und lenkend in sie eingreift. Mit diesem Verständnis muss jeder rechnen, auch wenn er für sich nur die allgemeine Wortbedeutung „Göttlichkeit“, „Gottesglauben“ denkt.

Religion hat unzählige Bedeutungen. Und auch wenn man den Begriff im Sinne der drei großen W-Fragen: Woher? Wohin? und Warum? für wichtig hält, denken viele bei ‚Religion‘ an die Antworten, die sich in kuriosen Riten und/oder wohltuenden Traditionen, in Gruppen oder Weltgemeinschaften verfestigt haben.

Ähnliches gilt für die Begriffe *Spiritualität*, *Mystik*, *Person* und *Trinität*.

7.2 Auch der Begriff *Gott* ist missverständlich, weil er zu oft mit einem übermächtigen Weltherrscher verbunden wird, der auch das Böse mindestens zulässt. Dennoch bin ich hier für eine Ausnahme und plädiere dafür, dass man jeweils dazusagt, was man meint.

Ein Versuch, den Namen Gottes nicht auszusprechen, hatte schon mal negative Auswirkungen. Zur Zeit des Alten Testaments durfte der Name „Jahwe“ nicht ausgesprochen werden, und man unterlegte im Hebräischen die Vokale von *adonaj* = mein Herr. So schrieb Luther an diesen Stellen mit großen Buchstaben ‚HERR‘, um anzuzeigen, dass eigentlich eine andere Bedeutung gemeint ist. Doch leider übertrug man trotzdem auch alle negativen Eigenschaften von Herrschern auf Gott. Was für eine wohltuende Wirkung hätte es gehabt, wenn „Jahwe“ jeweils so übersetzt worden wäre: „Ich bin, der ich bin“, oder übertragen: „Ich bin das Leben, das Leben bringt“!¹¹

8 Die Anerkennung des gegenwärtigen Weltbildes

Das *Grundproblem einer neuen Sprache* sind nicht einfach neue Worte, sondern inwieweit es gelingt, das antike und mittelalterliche Weltbild zu verlassen. Denn davon ist die Sprache des Glaubens (einschließlich des apostolischen Glaubensbekenntnisses) immer noch geprägt: zwei Welten; oben und unten; Gott ist in erster Linie eine in der anderen Welt vorgestellte Person etc.

9 ‚Gott‘ innerweltlich: Gott ist das Leben

Kleiner Versuch, von ‚Gott‘ in weltlicher Sprache in voller Diesseitigkeit zu reden.

Oder das Wagnis der einfachen Worte.

Gott ist das Leben.
 Gott ist die mütterliche und väterliche Lebenskraft. Gott ist der Urgrund des Seins.
 Gott ist eine innere Quelle, die innere Lebendigkeit.
 Gott ist die Liebe. Gott ist die Kraft der menschlichen Verbundenheit.
 Gott ist das Dasein für andere. Gott ist Gemeinschaft.
 Gott ist Dankbarkeit.
 Gott ist Frieden. Gott ist Licht. Gott ist Zukunft. ...
 Gott ist also kein Machtzentrum in einer anderen Welt.
 Gott ist kein Mensch. Gott ist keine Person.
 Also spricht Gott nicht, hört nicht, sieht nicht ...
 Gott kann man nicht beweisen oder widerlegen.
 Man kann ihn aber offenbar neurobiologisch nachträglich bestätigen.
 Dabei bleibt Gott eine selbständige und unverfügbare Kraft.
 Es ist ein Geschehen, eine Beziehung, ein Vollzug, eine Bewegung, ein Ereignis.
 Und zwar in und zwischen Menschen, wenn sie den ‚Urquell des Lebens‘, der in jedem Menschen ist, sprudeln lassen (Etty Hillesum).
 Es gibt also nicht irgendwo ‚das Leben‘, sondern Menschen leben, Tiere leben, Pflanzen leben ...

Es gibt nicht irgendwo ‚das Dasein für andere‘, sondern je und je übersteigt ein Mensch seinen Egoismus hin zu anderen Menschen und zu allen anderen Lebewesen.

Jesus von Nazareth hat Gott vorgelebt, hat Nähe und ständige Möglichkeit, Gegenwart und Realität der Herrschaft Gottes beschrieben.

„Vor und mit Gott leben wir ohne Gott“ (Bonhoeffer, Brief vom 16. 7. 1944, DBW 8, 534). Das ist logisch unmöglich; es handelt sich aber um zwei verschiedene Gottesbegriffe: „Ohne Gott“ leben wir als mündige Menschen – ohne ein Machtzentrum, ohne eine strafende oder helfende Überperson. Und auch ohne die neuen Götter: Geld, Macht, Staat, Nation, Religion, Konsum, Selbstbestimmung ... „Mit Gott“ ist unser Leben und sind unsere Gemeinschaften erfüllt von Vertrauen und Liebe, Hoffnung und Trost, Geborgenheit und Dankbarkeit. „Vor Gott“ leben wir, wenn wir die Liebe von anderen Menschen erleben und wenn wir selbst der Liebe immer wieder ihren freien Lauf lassen, wenn wir also ‚Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung‘ mit den ‚Optionen gewaltfrei, für die Armen und für das Leben‘ überall befördern (Ökumenische Versammlung Dresden 1989) und so „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Albert Schweitzer) haben. Das ist unsere je und je neue, nicht an Prinzipien, sondern an Gott gebundene Verantwortung, weil menschengemachte Naturkatastrophen, Kriege, Verbrechen etc. Gott vertrieben haben. Das Böse kommt also keineswegs von Gott oder wäre gleichwertig neben Gott. Sondern das Böse ist das Fehlen Gottes.

Anderes müssen wir hinnehmen, weil es zum Leben gehört: Tod, Krankheit, Naturereignisse (als Teils des Kreislaufs der Natur oder als Abnormität) ... Sicher erleben wir davon vieles, oft zu vieles als „bitteren Kelch“! So gehört Leiden zum Leben. Nur in dieser Ohnmacht sind wir stark und können die Verantwortung wahrnehmen und – unser Dasein wird selig. Wir brauchen also nicht mehr bei menschengemachten Problemen die Verantwortung auf ‚Gott‘ als eine Art Übermenschen abschieben oder die lebens-immanenten Probleme als Strafe eines Universal-Richters umdeuten – und irreführend nach dem ‚Warum‘ fragen.

Trotzdem brauchen wir Bilder. Formal leben wir „vor Gott“, wenn wir die Liebe etc. zu einer Person verdichten, personifizieren: Bei der Anrede, beim Gebet, bei der persönlichen Beziehung. Wir benutzen die Bilder – unbewusst oder bewusst, dass es eben Bilder sind. Aber wir glauben nicht an die Bilder! Manche können wir beiseitelegen, und manche bewahren wir als Schätze vergangener Pracht oder als Irrwege. Wir glauben mit Jesus an Gott: als Person und als Geschehen – in emotionaler Beziehung und in Gleichnissen für den Verstand. So beten wir von Herzen „Unser Vater“ oder „unsere Mutter“

und singen jubelnd: „Halleluja, gelobt sei Gott!“ und „Komm Heiliger Geist, mit deiner Kraft, die uns verbindet und Leben schafft!“ Und wir klagen „vor Gott“, wenn uns Böses widerfährt. Und wir sind getröstet in einer unendlichen Geborgenheit. Und fühlen uns gesegnet, wenn wir hören:

Die väterliche und mütterliche Lebenskraft stärkt uns!
Das Dasein für andere ist unsere Gemeinschaft!
Der Urgrund des Seins umgibt uns inmitten aller Natur!
Die Liebe vereint uns und ernährt unsre Seele!
Die Freiheit und der Friede sind unser gemeinsamer Lebensraum!
Die Hoffnung zieht uns weiter und die Zukunft lächelt uns an!

Reinhard Müller, Waldhufen

Anmerkungen

- 1 Ab 1970 wird die unleserliche Briefstelle mit „Wer ist Gott?“ wiedergegeben. Vgl. dazu Reinhard Müller, „Wer ist Gott?“ oder „Was ist Gott?“, in: *Verantwortung*, Nr. 65 (Juni 2020), 25–28.
- 2 Vgl. Reinhard Müller, Ein Museum für religiöse Gewänder? Der Begriff „Arkandisziplin“ im Rahmen der „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ in Bonhoeffers Gefängnisbriefen, in: *Verantwortung*, Nr. 55 (Juni 2015), 44–51.
- 3 Begleitbrief zum Gedicht „Von guten Mächten“ vom 19. 12. 1944 an Maria von Wedemeyer, in: *Brautbriefe. Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer, Maria von Wedemeyer 1943–1945*, München 1992, 208.
- 4 Vgl. Reinhard Müller, Die Kraft der menschlichen Beziehungen. Bonhoeffers „letzte Worte“ und ihre verschlungenen Wege, in: *Verantwortung*, Nr. 70 (Dezember 2022), 40–47.
- 5 Vgl. das Gespräch mit Bazon Brock in diesem Heft: „Wir müssen den innerweltlichen Gott denken.“
- 6 Erinnerung an den mündlichen Vortrag von Gerald Hüther. Vgl. auch das Gespräch mit Gerald Hüther in diesem Heft: „Entdecke dein wahres Potential!“
- 7 Vgl. Joachim Kunstmann, Die Kirche – vom Glaubensmuseum zum lebendigen Ort (in diesem Heft).
- 8 Stefan Seidel, *Grenzgänge. Gespräche über das Gottsuchen*, München 2022, 17. Vgl. Stefan Seidel, Was es heißt, Gott mitten im Leben zu suchen (in diesem Heft).
- 9 Etty Hillesum, *Das denkende Herz*, Reinbek bei Hamburg (29. Aufl.) 2019, 113.
- 10 Hillesum, *Das denkende Herz*, 191.
- 11 Fabian Vogt, *Gott für Neugierige. Das kleine Handbuch himmlischer Fragen*, Leipzig 2016, 36.

ANDREAS PANGRITZ

Nachlese zur Tagung „Gott und die Lebensfragen“

Dass die christlichen Kirchen hierzulande in einer Krise stecken, pfeifen inzwischen die Spatzen von den Dächern. Die Frage ist, welche Wege aus der Krise herausführen mögen. Manche meinen, eine umfassende „Glaubensreform“, die sich von den überlieferten theologischen Begriffen verabschiedet, sei erforderlich, um wieder lebensnah von Gott reden zu können. Auf der Tagung „Gott und die Lebensfragen“ war viel von Dietrich Bonhoeffers Frage nach einer „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ die Rede, in der ein zukunftsweisender Weg in die richtige Richtung gewiesen würde. Dabei blieb aber weitgehend ungeklärt, was damit gemeint sein könnte.

Alttestamentliche Weltlichkeit

Kaum beachtet wurde, dass Bonhoeffer bei seiner „Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist“ (*Widerstand und Ergebung*, Brief vom 30. 4. 1944, DBW 8, 402), zunächst auf „ein religionsloses Christentum“ (DBW 8, 404; vgl. Brief vom 5. 5. 1944, DBW 8, 414) zusteuert. Das heißt: Es geht ihm primär um die „Religionslosigkeit“ des christlichen Lebens (vgl. Entwurf einer Arbeit, DBW 8, 557), nicht um eine Frage der Interpretation von Begriffen. Die Frage nach einer „nicht-religiösen Interpretation“ (DBW 8, 414 u. 416; vgl. DBW 8, 481) oder auch einer neuen „unreligiös[en]“ Sprache (Gedanken zum Tauftag von Dietrich Bethge, DBW 8, 436) ist der Frage nach dem religionslosen Christentum in der „vollen Diesseitigkeit“ (Brief vom 21. 7. 1944, DBW 8, 542) durchaus nachgeordnet. Es geht Bonhoeffer nicht so sehr um ein neues Verständnis oder eine neue Sprache des Glaubens, sondern um eine revolutionäre Veränderung der christlichen Lebenspraxis.

Mit Recht wurde darauf hingewiesen, dass „nicht-religiös“ von Bonhoeffer auch gleichbedeutend mit „weltlich“ verwendet werde (DBW 8, 546; vgl. Brief vom 8. 7. 1944, DBW 8, 512; Brief vom 16. 7. 1944, DBW 8, 535). Aber warum wurde übergangen, dass „weltlich“ für Bonhoeffer wiederum gleichbedeutend mit „alttestamentlich“ ist? So heißt es im Brief vom 5. Mai 1944: „Ich denke augenblicklich darüber nach, wie die Begriffe Buße, Glaube, Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiligung, ‚weltlich‘ – im alttestamentlichen Sinne und im Sinne von Joh 1,14 – umzuinterpretieren sind“ (DBW 8, 416). Dabei zeigt der Hinweis auf Joh 1,14 in diesem Zusammenhang, dass für Bonhoeffer die neutestamentliche Rede von der Fleischwerdung des Wortes vom Alten Testament her zu verstehen ist.

Warum spielte diese alttestamentliche Akzentuierung des religionslosen Christentums auf der Tagung keine Rolle? Kann es sein, dass vielen von uns bei der Suche nach einer neuen Sprache des Glaubens in der Nachfolge Jesu dessen jüdischer Kontext verloren gegangen ist? Schon Martin Luther hat in Christus das „Ende des Gesetzes“ sehen wollen, wie seine irreführende Übersetzung des griechischen Wortes *telos* (= Ziel, Erfüllung) in Röm 10,4 mit „Ende“ belegt; dabei war das Gesetz für ihn zweifellos das alttestamentliche Gesetz, das durch Christus durchbrochen worden sei. Für Bonhoeffer hingegen war klar, dass Jesus „mit seinem ganzen Leben das Gesetz vollkommen erfüllt“ habe (DBW 14, 807). Christus war für ihn „das Ziel der Gebote“ (*Nachfolge*, DBW 4, 64).

Damit widerspricht Bonhoeffer seinem Lehrer Adolf von Harnack und Friedrich Schleiermacher, dem „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts“, der auf der Tagung als Prophet einer lebendigen Religion der Zukunft empfohlen wurde. Tatsächlich konnte Schleiermacher mit dem Alten Testament als Predigttext nichts mehr anfangen, denn in Christus sei „das alte vergangen und alles neu geworden“ (Erstes Sendschreiben an Lücke). Daher bedürfe „das lebendige Christentum in seinem Fortgange gar keines Stützpunktes aus dem Judentum“. Es sei an der Zeit, sich von der „allgemeinen Anhänglichkeit an das unvollkommene Wesen und die dürftigen Elemente des alten Bundes“ zu lösen, da wir Christen doch „im Besitz des vollkommeneren“ seien (Zweites Sendschreiben an Lücke). Ganz ähnlich war auf der Tagung zu hören, Jesus habe die religiöse Tradition seiner Zeit durchbrochen und damit das jüdische Gesetz überwunden.

In meinem Neuen Testament lese ich jedoch, dass Jesus in der Bergpredigt gesagt habe:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Jota vom Gesetz, bis daß es alles geschehe“ (Mt 5,17f.; Wortlaut nach DBW 4, 115).

Und in Bonhoeffers Gefängnisbriefen lese ich: „Ich spüre übrigens immer mehr, wie alttestamentlich ich denke und empfinde [...]; nur wenn man das Gesetz Gottes über sich gelten läßt, darf man wohl auch einmal von Gnade sprechen [...]. Wer zu schnell und zu direkt neutestamentlich sein und empfinden will, ist m. E. kein Christ“ (Brief vom 2. Advent 1943, DBW 8, 226). Wie auch immer: Auf einer Reform des Christentums auf Kosten des Judentums und seiner Bibel dürfte kein Segen liegen.

„Eine Verstoßung der Juden aus dem Abendland muß die Verstoßung Christi nach sich ziehen; denn Jesus

Christus war Jude“; so hat Dietrich Bonhoeffer formuliert (*Ethik*, DBW 6, 95). Wenn das stimmt, dann sollten wir die Bibel Jesu, das Alte Testament, nicht verachten. Schließlich ist kein Wort im Neuen Testament verständlich ohne diesen jüdischen Kontext. Für Bonhoeffer war das Alte Testament nicht zuletzt wegen seiner größeren Lebensnähe attraktiv. So konnte er fragen: „Gibt es im Alten Testament die Frage nach dem Seelenheil überhaupt? Ist nicht die Gerechtigkeit und das Reich Gottes auf Erden der Mittelpunkt von allem?“ (Brief vom 5. 5. 1944, DBW 8, 415) Und so dürfte auch Bonhoeffers Rede von einem „religionslosen“ Christentum ohne den alttestamentlichen Horizont kaum verständlich zu machen sein.

Das Lied

Als emotionalen Höhepunkt der Tagung dürften gewiss viele Teilnehmer den Samstagabend empfunden haben, als im Anschluss an den Vortrag „Das Geheimnis eines gelingenden Lebens“ von Gerald Hüther gemeinsam das Lied „Von guten Mächten“ auf den bekannten Gedichttext von Dietrich Bonhoeffer gesungen wurde. Ich kann jedoch nicht verschweigen, dass mich dabei ein ungutes Gefühl beschlich: Die beliebte Melodie von Siegfried Fietz ließ (wie so oft) eine geradezu euphorische Stimmung im Saal aufkommen, die bei mir vor dem Hintergrund der Entstehungsgeschichte von Bonhoeffers letztem Gedicht Beklemmungen auslöste. Vergessen scheint, dass im *Evangelischen Gesangbuch* unter der Nr. 65 eine sehr viel angemessenere Melodie von Otto Abel, einst Kantor an der Immanuelkirche in Berlin-Prenzlauer Berg, zur Verfügung steht.

Vertrauen

Zu Recht wies Fabian Vogt in seiner Predigt über den angeblich „ungläubigen“ Thomas im Abschlussgottesdienst darauf hin, dass das griechische Wort *pistis* statt mit „Glaube“ (wie üblich) besser mit „Vertrauen“ zu übersetzen sei. Schon Luther hatte im *Großen Katechismus* formuliert: „Ist der Glaube und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht.“ Entsprechend empfahl der Prediger, das Wort „Glaube“ im Neuen Testament durch „Vertrauen“ zu ersetzen, um den Sinn der neutestamentlichen Aussagen über den Glauben neu zum Leuchten zu bringen. Das entspricht im Übrigen ganz der Entscheidung Martin Bubers, der das hebräische Äquivalent *emuna* in seiner *Verdeutschung der Schrift* konsequent mit „Vertrauen“ (statt mit „Glauben“) wiedergegeben hat. Würden wir eine Zeitlang auf das Wort „Glauben“ verzichten, dann könnte sich vielleicht auch die Diskussion um die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit einer Reform des Glaubens entspannen.

Viele Fragen, die auf der Tagung „Gott und die Lebensfragen“ erörtert wurden, sind bereits vor sechzig Jahren unter dem Schlagwort einer „atheistischen Theologie“ von Harvey Cox, Dorothee Sölle und anderen diskutiert worden. In seinen Überlegungen zur Frage, wie man glaubwürdig über Gott reden kann, erinnert Peter Halbach insbesondere an das Buch „Gott ist anders“, mit dem in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts John A. T. Robinson furore gemacht hat. Robinson hatte sich von Rudolf Bultmann und Paul Tillich, aber auch von Dietrich Bonhoeffers Gefängnisbriefen anregen lassen. Daher mag diese Erinnerung auch für unsere Leserinnen und Leser von Interesse sein.

RED

PETER HALBACH

Honest to God – wie man glaubwürdig über Gott reden kann

Überlegungen zu einem post-theistischen Verständnis des christlichen Glaubens

1 Theologie und christlicher Glaube – Einleitende Bemerkungen

Ich verstehe Theologie als Wissenschaft, und ich betrachte es als die Aufgabe von Theolog*innen, über die Theologie, ihr Selbstverständnis und ihre Methoden Rechenschaft zu geben. Damit möchte ich mich abgrenzen von einer Vermischung mit dem Glauben. Wissenschaft und Glaube sind verschiedene Dinge und sollten je für sich betrachtet werden. Die Wissenschaft prüft den Glauben; sie setzt ihn in Verbindung mit den Zeugnissen der Bibel, aber auch mit (human-)wissenschaftlichen Erkenntnissen und mit menschlicher Erfahrung.

Das bedeutet nicht, dass sich Glaube in Wissenschaft erschöpft. Glaube stellt Beziehung zum Transzendenten her; aber durch seine Beziehung zur Wissenschaft ist er nicht grenzenlos; die Wissenschaft prüft den Glauben, damit nicht im Namen des Glaubens alles (Un-)Mögliche behauptet wird.

Die traditionelle Formulierung lautet: *fides quaerens intellectum* – der Glaube wird vorausgesetzt und sucht nachträglich das Verstehen. Ich möchte mich dafür aussprechen, dass die Substantive auch in der umgekehrten Reihenfolge ihre Berechtigung haben: *intellectus quaerens fidem*. Diese veränderte Fragestellung hat mit der Aufklärung begonnen, als man anfangs, die Selbstverständlichkeit von Bibel, Glaube und Kirche in Frage zu stellen.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass dieser Ausgangspunkt (m)eine Setzung ist, über die ich mich mit den Leser*innen verständigen möchte. Mit welchem Wissenschaftsbegriff will ich theologische Wissenschaft begründen? In den meisten Wissenschaften geht es darum, eine These oder Theorie aufzustellen und diese weiter zu verfolgen, solange sie sich nicht als falsch herausstellt. Das funktioniert bei der Theologie nicht.

Die Theologie hat keinen klar abgegrenzten Forschungs- und Lehrbereich. Wenn man die Sache ganz kritisch betrachtet, ist bei den Theolog*innen nicht einmal klar, ob es den zentralen Gegenstand, der ihrer Wissenschaft den Namen leiht, ob und wie es diesen Gott überhaupt gibt.

Die Theologie hat aber einen Forschungsgegenstand, der für sie von fundamentaler Bedeutung ist: die Bibel, die hebräische und die griechische. Sie ist der Ausgangspunkt, die Basis der Theologie. Als christliche Theolog*innen sind wir dieser Basis verpflichtet und erforschen sie, vor allem auch mit den Methoden der in den letzten Jahrhunderten entwickelten historisch-kritischen Methode. Alle Aussagen über den Glauben sollen sich an der Bibel messen lassen. Und alle Aussagen, die auf andere Quellen als die Bibel zurückgehen, haben bestenfalls untergeordneten Charakter. (Das gilt nach meinem Verständnis jedenfalls so für die protestantische Theologie.)

Die Bibel, darin sind sich die meisten Theolog*innen einig, ist ein Glaubensbuch, eine Sammlung von verschiedenen Schriften, in denen Menschen zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen und in unterschiedlichen Sichtweisen ihren Glauben und ihre Vorstellung von Gott zum Ausdruck gebracht haben. Ich möchte darlegen, warum ich es heute für unumgänglich halte, die theistische Gedanken- und Glaubenswelt der Bibel kritisch zu betrachten und zu einer ‚post-theistischen‘ Sichtweise zu kommen – damit die Bibel nicht zu einem Märchenbuch verkommt und als solches von immer weniger Menschen gelesen und ernst genommen wird, sondern damit zum Ausdruck kommt, wie Menschen die Bibel in den Zeiten ihrer Entstehung verstanden haben und wie man sie in der Gegenwart trotz ihrer Zeitgebundenheit verstehen kann. Und ich möchte von dort aus Linien ausziehen zu Themenbereichen, wie sie mir in meiner Arbeit als Pfarrer begegnet sind und aktuell begehren.

2 Biblisches Zeugnis und Entmythologisierung

Glauben Sie an den Teufel? Ich gehe davon aus, Sie werden die Frage mit ‚Nein‘ beantworten. Als theologisch geschulte Menschen werden Sie aber vermutlich sagen,

dass sich in dem Begriff des Teufels eine menschliche Erfahrung widerspiegelt: nämlich dass es Situationen im Leben eines Menschen gibt, in denen er durcheinander gebracht, durchgeschüttelt wird und möglicherweise zu spontanen, unüberlegten Handlungen verleitet wird, die ihm/ihr und/oder seinen/ihren Mitmenschen schaden. Das steckt ja in dem vom Griechischen (*diaballein*) abgeleiteten Begriff ‚Teufel‘.

Der ‚Teufel‘ ist also nach allgemeinem Verständnis ein mythologischer Begriff, den man entmythologisieren kann und dabei auf menschliche Befindlichkeiten stößt. Der Begriff ‚Teufel‘ bezeichnet kein real wie auch immer zu definierendes Wesen.

Mit welcher Begründung verfährt das Christentum (die Kirche, die Theologie, die Mehrzahl der Christ*innen) mit dem Begriff ‚Gott‘ so grundsätzlich anders? Jedenfalls sind mir kaum theologische Ausführungen bekannt, wo Gott nicht in ‚theistischer‘ Vorstellung als ein irgendwie real existierendes Wesen verstanden wird. Ich verstehe Theismus so, dass er von einem personalen Gott ausgeht, der als Gegenüber angesprochen werden kann; man kann zu ihm in einen Dialog eintreten. Zudem geht der Theismus davon aus, dass Gott in der Geschichte wirkt, dass er auf die Geschehnisse der Welt und der Menschen Einfluss nimmt. Das Christentum, das Judentum und der Islam sind demnach als theistische Religionen zu verstehen.

3 Die Anfänge des biblischen Gottesbegriffs

Ich spreche bewusst von den Anfängen des biblischen Gottesbegriffs und nicht von den Ursprüngen, weil sich die Ursprünge in Einzelheiten kaum werden nachvollziehen lassen. Mit Bestimmtheit sagen kann man, dass die hebräische Bibel bereits ein monotheistisches Verständnis von Gott voraussetzt. Das heißt, dass zur Zeit der Abfassung der ersten biblischen Schriften Gott bereits als monotheistisches „Wesen“ gedacht wurde. Aber in der Bibel selber sind noch Spuren eines Polytheismus zu erkennen, nämlich z. B. in dem für Gott verwendeten Begriff *Elohim*, der ja zweifellos ein Wort in Pluralform ist. Ohne an dieser Stelle religionsgeschichtliche Einzelheiten zu erörtern, sind in den Gottesglauben Israels polytheistische Elemente eingeflossen; vielleicht sind sie sogar der Ursprung. Hubertus Halbfas spricht vom israelitischen Jahwismus oder Jahwe-Monotheismus, der erst nachexilisch zum Korrektiv der gesamten vorausgegangen Tradition wird.¹ Die historisch-kritische Forschung geht seit langem davon aus, dass das Volk Israel aus verschiedenen Menschengruppen entstanden und erst über einen langen Zeitraum zu einer einheitlichen Größe zusammengewachsen ist. Von daher ist es nicht weiter verwunderlich, wenn auch die religiösen Traditionen der beteiligten Menschengruppen über einen langen Zeitraum nebeneinander existierten und sich erst nach

und nach integrierten. Ein Beleg dafür ist der schon oben gegebene Hinweis darauf, dass es über einen längeren Zeitraum verschiedene Namen für Gott gegeben hat.

Das bedeutet also für die weiteren Überlegungen, dass verschiedene Menschen(-gruppen) daran beteiligt waren, die disparaten Vorstellungen von Gott bzw. Göttern zusammenzubringen, wobei die mit den verschiedenen Namen verbundenen Traditionen und Vorstellungen eingeflossen sind.²

Wenn wir also unserem historisch-kritischen Ansatz treu bleiben und nicht von einer wie immer gearteten göttlichen Offenbarung ausgehen, bedeutet das an dieser Stelle als Fazit, dass sich der Glaube an den Gott Israels aus verschiedenen religiösen Quellen speist und die Vorstellung von einem Jahwe-Monotheismus durchaus nicht am Anfang steht.

4 Das Verständnis des biblischen Gottesbegriffs als mythologisch

Ich komme auf meine Überlegungen über den Teufel zurück und frage: Wenn ich Begriffe wie Teufel, böse Geister und Engel als mythologische Redeweise verstehe, die wie beim Beispiel des Teufels zu interpretieren sind, gilt das dann nicht auch für den Begriff ‚Gott‘? Ist nicht auch der Begriff ‚Gott‘ ein mythologischer Begriff? Wie ließe sich begründen, dass alle möglichen mythologischen Begriffe der Bibel (und auch die der anderen Religionen) als mythologisch betrachtet werden, während man dem Begriff ‚Gott‘ eine Sonderstellung mit metaphysischer Qualität einräumt: Gott sei – anders als Engel, Teufel und Geister – ein wie auch immer geartetes (persönliches) Wesen?

Nach dem bisher Gesagten formuliere ich als These, dass der Begriff ‚Gott‘ selber ein mythologischer Begriff und deshalb zu entmythologisieren bzw. existential zu interpretieren ist. ‚Gott‘ ist ein Name – bzw. ist er im Lauf eines längeren Zeitraums zu einem Namen geworden – der ein Ausdruck ist für das, was gläubige Menschen für das Transzendente benutzt haben.³

5 Honest to God – ein Blick auf die Geschichte der Entmythologisierung

Honest to God – so lautet der Titel eines Buches von John A. T. Robinson.⁴ Sein Anliegen ist, auf dem Hintergrund neuzeitlichen Denkens und Glaubens glaubwürdig von Gott zu sprechen, ehrlich zu sein in dem, was man über Gott sagen kann.

Er bezieht sich u. a. auf Rudolf Bultmann, der schon 1941 sein Programm der Entmythologisierung in seinem Aufsatz „Neues Testament und Mythologie“ dargelegt hatte.⁵ Das besondere Anliegen Bultmanns war es, dass die mythologischen Elemente in der Bibel nicht eliminiert, sondern interpretiert werden.

Auch Dietrich Bonhoeffer hatte sich schon vor Robinson mit nicht-religiöser Interpretation des christlichen Glaubens beschäftigt. In *Widerstand und Ergebung* schreibt er, er wolle Bultmanns Programm der Entmythologisierung nicht nur auf Begriffe wie Wunder, Himmelfahrt usw. anwenden, sondern er empfindet die religiösen Begriffe schlechthin als problematisch, so z. B. auch die Begriffe ‚Gott‘ oder ‚Glauben‘.⁶ Bereits 1930 schreibt er in seiner Habilitationsschrift: „Einen Gott, den ‚es gibt‘, gibt es nicht.“⁷ Auf der Linie von Bonhoeffer lehnt Robinson die Vorstellung eines außerhalb bzw. jenseitig agierenden Gottes ab. Stattdessen wird Gott – mit Paul Tillich – als „in der Tiefe“ der Existenz anwesend und erfahrbar gedacht. Gott ist „der Grund unseres Seins“.⁸

Auch Dorothee Sölle macht sich den Gedanken der Entmythologisierung biblischer Aussagen zu eigen. Sie vertritt die Position, dass Gottes Wirken in dieser Welt abhängig ist von unserem Handeln („Gott hat keine anderen Hände als unsere“). In verschiedenen Beiträgen spricht sie sich aus für ein theologisches Denken, das man als Gott-ist-tot-Theologie bezeichnen kann, verbunden mit der Forderung, sich von einer ‚Papa-wird‘-schon-richten-Theologie‘ zu verabschieden. Sölle vertritt eine Theologie, die sich durch eine Entmythologisierung der Bibel, eine radikale Diesseitigkeit und die unverzichtbare Verbindung von theologischen und politischen Aussagen auszeichnet.

6 ‚Gott‘ als mythologischer Begriff

Meine Grundannahme ist: der Gottesbegriff in der Bibel, der in so unterschiedlichen Namen wie Jahwe, Elohim, Adonai und Theos zum Ausdruck kommt, ist ein mythologischer. Er sollte wie alle anderen theologischen Begriffe als eine von Menschen beschriebene/geglaubte Wahrheit/Begrifflichkeit verstanden werden, deren dahinter liegende Wirklichkeit wir nur in aller Vorläufigkeit in unsere Sprache übersetzen können und die in diesem Sinn entmythologisiert werden. Gottesbilder sind menschliche Bilder.

Der Gottesbegriff ist zu bewerten und zu interpretieren wie Begriffe wie Engel, Teufel, Geist(er), Himmel und Hölle usw. Ich kann feststellen, dass die Menschen der Bibel bestimmte (oder unbestimmte) Erfahrungen gemacht und diese mit dem Begriff ‚Gott‘ belegt bzw. mit ihrer Vorstellung von einem Gott in Verbindung gebracht haben. Die Aufgabe der Theologie ist es, ihre Begriffe und die Erfahrungen, die damit verbunden sind und die 2.000 Jahre und älter sind, zu hinterfragen und zu interpretieren.

In diesem Zusammenhang ist auch zu bedenken, dass der Gott in der Bibel teilweise recht martialische Züge trägt, wenn er etwa in Auftrag gibt, dass nach der Eroberung von feindlichen Dörfern alles Lebendige um-

gebracht werden soll (vgl. Dtn 2,34 und andere Stellen), oder auch die angekündigte Ahndung von Verfehlungen bis in die folgenden Generationen (Ex 20,5). Zu berücksichtigen sind an dieser Stelle auch die zeitgebundenen Vorstellungen von den Geschlechtern (z. B. im zweiten Schöpfungsbericht Gen 2) und von Sexualität (Lev 18,22, Röm 1,26f.).

Ich wende den Gedanken der Entmythologisierung auch auf den Begriff ‚Sohn Gottes‘ an. ‚Sohn‘, ob nach Interpretation des hebräischen oder griechischen Begriffs, ist eine menschliche Kategorie. Man könnte also vielleicht so interpretieren: Jesus ist einer, der zu dem, den wir Gott nennen, in einer absolut engen Beziehung steht – wie ein Sohn zu seinem Vater.

7 Entmythologisierung in der Bibel

Interessant finde ich die Stellen in der hebräischen Bibel, in denen sich so etwas wie Entmythologisierung andeutet. Ich nenne als Beispiel die Erklärung des Namens Jahwe in Ex 3,14, die die Unverfügbarkeit Gottes zum Ausdruck bringt. Bemerkenswert finde ich, wie in der griechischen Bibel der Gottesbegriff nach meinem Verständnis entmythologisiert wird. Geradezu faszinierend sind Aussagen wie: „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,16), „Gott ist Geist“ (Joh 4,24) oder „Gott war das Wort“ (Joh 1,1). Hier wird schon ansatzweise der mythologische Begriff mit menschlicher Erfahrung in Verbindung gebracht bzw. gefüllt. Ich erkenne darin ein hohes Maß von Abstraktion, das sich vom ‚Volks glauben‘ abhebt. Gott wird hier offenbar nicht (mehr nur) verstanden als ein personhaftes Wesen, sondern als Geschehen im Menschen/zwischen Menschen.

Eine spezielle Form von Entmythologisierung in den Evangelien finde ich in der Erzählung Lk 13,1–5. Jesus stellt den göttlichen Tun-Ergehen-Zusammenhang in Frage, der offensichtlich bei seinen Zeitgenossen in Geltung steht: wenn jemand etwas Schicksalhafteres widerfährt, ist das zu deuten als Strafe von Gott für begangene Sünden. Dieser Gedanke taucht ähnlich auf in der Geschichte von der Heilung des Blindgeborenen in Joh 9. Jesus wirkt wie ein Aufklärer, der einen weit verbreiteten Aberglauben zur Sprache bringt und der den Mythos von einem Gott, der die Sünden der Menschen mit Schicksalsschlägen ahndet, kritisch hinterfragt.

8 Die religionswissenschaftliche Perspektive

Ich möchte meine Grundannahme auch auf die Betrachtung anderer Religionen ausweiten. Wahrscheinlich gibt es kaum einen Menschen, eine Kultur, ein Volk, die nicht in irgendeiner Weise über Gott oder Götter nachdenken und ihn/sie anbeten. Sie haben – genauso wie die Menschen der Bibel – Erfahrungen gemacht, die sie mit dem Begriff eines Gottes/einer Göttin oder mehrerer

belegen. Christliche Theologie und Kirche haben lange mit dem Bewusstsein gelebt, dass solche Erfahrungen im Vergleich mit dem christlichen Glauben von minderer oder gar keiner Bedeutung sind.

Heute sollten die Erfahrungen, die sich in anderen Religionen ausdrücken, keine geringere Bedeutung haben als die jüdisch-christlichen. Das widerspricht allerdings nicht meinem Ansatz, dass die Botschaft der Bibel meine Grundlage bleibt, in die ich hineingewachsen bin, und dass ich die mythologischen Glaubensvorstellungen anderer Religionen ebenso in historisch-kritischer Weise betrachte wie die Quellen meines eigenen Glaubens.

9 Wie ich Gott verstehe

Ich versuche, den Namen Gottes und das, was die Bibel über ihn zum Ausdruck bringt, in post-theistischer Sprache zu entfalten. Ich blicke in den Himmel; ich vergegenwärtige mir, was heutige Astronomie über die Entstehung des Weltalls herausgefunden hat, und ich komme aus dem Staunen nicht heraus – darüber, dass ich mich in einem unendlich großen Universum befinde, dass dieses Universum aus einem einzigen Atom entstanden sein soll, in dem schon alles angelegt war, was sich danach entwickelt hat und weiter entwickeln wird; ich staune über die Großartigkeit und die Wunder unserer winzigen Erde in diesem unendlichen Universum – darüber, wie ein Mensch entsteht ... Alles das hat für mich transzendente Qualität; das heißt, es übersteigt letzten Endes mein Wissen, mein Denken, meine Möglichkeiten. Mein Glück, mein Leid (und seine Überwindung), mein Schicksal, die Liebe – es gibt so viele Dinge, die wunderbar und unbegreiflich bleiben und die mir (zum Glück) unverfügbar sind. Sie haben für mich göttliche Qualität; alles das ist mit dem Namen ‚Gott‘ ausgedrückt.

Beim Versuch, den Namen ‚Gott‘ zu interpretieren, sprechen mich besonders die schon erwähnten Ausführungen von John A. T. Robinson an, ebenso der Gedanke von Herbert Braun – Gott ist das „Woher meines Umgetriebenseins“⁹ – und von Paul Tillich – Gott bzw. der Glaube an ihn ist „[...] Ergriffen sein von dem, was uns unbedingt angeht“.¹⁰

10 Offene Fragen

(1) Wenn ich über einen außerhalb des Universums oder über ihm stehenden Gott keine Aussagen machen kann, wer ist dann der Urheber des Universums bzw. (mit einem mythologischen Begriff) der ‚Schöpfung‘?

Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten kann meines Erachtens nur gesagt werden, dass das Universum zufällig entstanden ist. Seine Entstehung bleibt ein Rätsel, auch wenn Stephen Hawking und andere Astrophysiker Theorien dazu entwickelt haben. Über seinen Anfang und sein Ende lassen sich keine endgültigen

wissenschaftlichen Aussagen machen. Wir bewegen uns mit großer Geschwindigkeit – zum Glück nach offenbar existierenden Naturgesetzen – durch den freien Raum und die unendliche Zeit.

Was die Entwicklung des Lebens auf der Erde betrifft, hat Charles Darwin mit seiner Evolutionstheorie ein überzeugendes Konzept entwickelt. Sie ist aber – wie alle Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung – eine Theorie, die überprüft und jederzeit korrigiert werden kann. Jede Form von Kreationismus finde ich unwissenschaftlich.

(2) Manchmal frage ich mich, ob es nicht anders möglich ist, als dass Theologie an irgendeinem Punkt mystisch wird. Aber erst einmal möchte ich doch auf dem nicht-mystischen oder post-theistischen Weg weiter nachdenken, auf der Linie des Satzes: *Honest to God*.

Pfr. i. R. Peter Halbach, Oberhausen

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hubertus Halbfas, *Die Bibel*, Düsseldorf 2001, 30f.
- 2 Ein solcher Vorgang hat sich immer wieder wiederholt; und er tut es auch heute, wenn „Gläubige“ aus den unterschiedlichsten Quellen verschiedenartige Ideen in ihren Glauben einfließen lassen.
- 3 Ich gehe an dieser Stelle nicht darauf ein, dass hier ja eigentlich auch ein Übersetzungsproblem vorliegt: wir setzen als selbstverständlich voraus, dass die verschiedenen biblischen Namen für Gott mit unserem Wort – bzw. mit den je anderen Worten in den verschiedenen Sprachen dieser Welt – deckungsgleich sind.
- 4 John A. T. Robinson, *Honest to God* (1963). Deutsche Ausgabe: ders., *Gott ist anders. Honest to God*, München 1963.
- 5 Vgl. Rudolf Bultmann, Neues Testament und Mythologie, in: Hans-Werner Bartsch (Hg.), *Kerygma und Mythos*, Bd. 1, Hamburg (4. Aufl.) 1960, 15–48.
- 6 Vgl. Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hg. v. Christian Gremmels u. a., Gütersloh 1998 (DBW 8), 136.
- 7 Dietrich Bonhoeffer, *Akt und Sein. Transzendentalphilosophie und Ontologie in der systematischen Theologie*, hg. v. Hans-Richard Reuter, München 1988 (DBW 2), 112.
- 8 Robinson, *Gott ist anders*, 52.
- 9 Herbert Braun, Die Problematik einer Theologie des Neuen Testaments, in: ders., *Gesammelte Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt*, Tübingen 1962, 341.
- 10 Paul Tillich, *Wesen und Wandel des Glaubens*, Stuttgart 1970, 113.

Während die einen nach Möglichkeiten suchen, „Gott und die Lebensfragen“ zusammenzudenken, sind andere eifrig dabei, den christlichen Glauben zu deformieren – so beim Wiederaufbau des Turms der Garnisonkirche in Potsdam, einem Symbol des preußischen Militarismus: Am Ostermontag 2024 ist die Kapelle im wiedererrichteten Turm der Garnisonkirche vom Friedensbeauftragten der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz eingeweiht worden. Von Kritikern des Wiederaufbauprojekts wurde diese Weihezeremonie als „Gotteslästerung“ empfunden, so von Michael Daxner, dem früheren Präsidenten der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg und Professor für Jüdische Studien. Der im ehemaligen Rechenzentrum neben dem Turm angesiedelte kritische „Lernort Garnisonkirche“, der von der Martin-Niemöller-Stiftung gefördert wird, hatte zu einer Gegenveranstaltung aufgerufen, um die hier zelebrierte falsche Versöhnung zu entlarven.

Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir die Widerrede des Leipziger Religionswissenschaftlers Horst Junginger gegen die Einweihung der Kapelle im Potsdamer Garnisonkirchenturm, insbesondere aber gegen die „Wiederinbetriebnahme“ des alten Feldaltars an Ostern, 1. April 2024. Die Rede wurde bei der vom Lernort Garnisonkirche organisierten Gegenveranstaltung im Potsdamer Rechenzentrum am gleichen Tag gehalten. Der Wortlaut wurde von der Redaktion gekürzt. Der vollständige Text mit Anmerkungen, Anlagen und Abbildungsverzeichnis findet sich im Internet auf der Homepage des Lernorts Garnisonkirche: <https://lernort-garnisonkirche.de/>.

RED

HORST JUNGINGER

Friedensaltar oder Kriegsaltar?

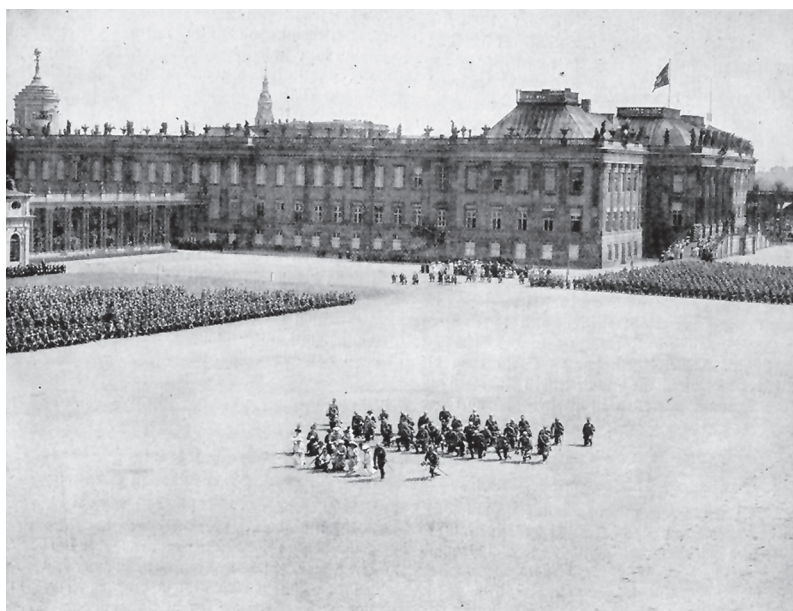
Widerrede gegen die Einweihung der Kapelle im Turm der Potsdamer Garnisonkirche

Den Ausdruck „Erfindung einer Tradition“, der von Terence Ranger und Eric Hobsbawm stammt, kennen sicher einige. Lässt er sich auf den Feldaltar im Turm der Garnisonkirche anwenden, der dort in Kürze im Zentrum des Gottesdienstes stehen wird? Ist aus dem ehemaligen Kriegsaltar tatsächlich ein Friedensaltar geworden?

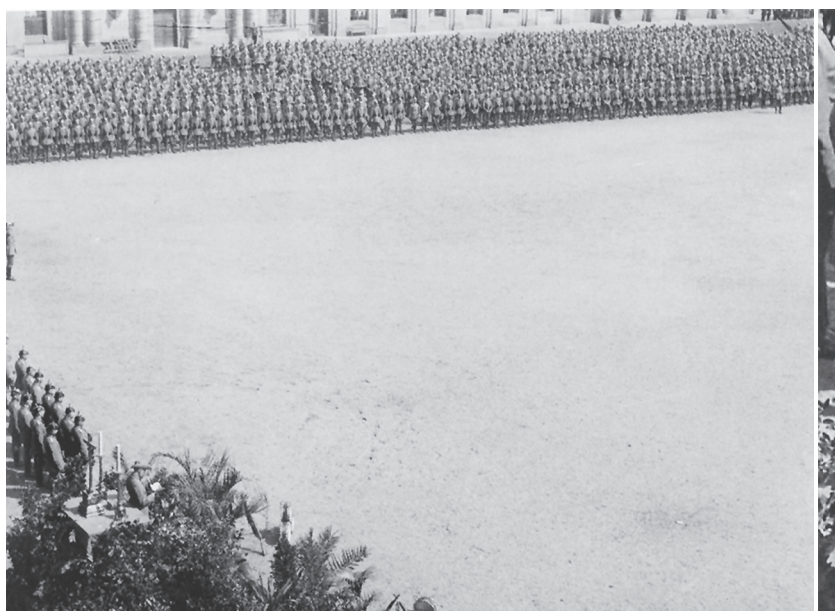
In allen Religionen dienen Altäre dem Opfer, das Menschen ihren Göttern bringen. Dabei treten Gott und Mensch in Kontakt zueinander, so die Vorstellung. Weil Gottesdienste immer gemeinsam gefeiert werden, hat die Opferzeremonie über die individuelle Transzendenz Erfahrung hinaus die wichtige Funktion, soziale Gemeinschaft zu stiften. Der Altar kann auf diese Weise zu einem Hauptort der sakralen und soziopolitischen Topographie werden.

Diese drei Fotos veranschaulichen das mit großem Nachdruck. Wovor kniet die kaiserliche Familie? Es ist der Feldaltar von nebenan.

Die kaiserliche Familie beim Feldgottesdienst im Potsdamer Lustgarten am 9. August 1914



Aussegnungsgottesdienst im Potsdamer Lustgarten am 9. August 1914



Wie es bereits der Name „Feldaltar“ besagt, wurde dieser nicht nur stationär in der Kirche, sondern auch auf dem freien Feld gebraucht. Zunächst war damit das Schlachtfeld gemeint. Später wurde daraus die allgemeine Verwendung im Freien. Ein gutes Beispiel dafür ist der Gottesdienst, der am 9. August 1914 einige hundert Meter weiter von hier im Potsdamer Lustgarten stattfand. Mit dem Feldaltar als zeremoniellem Mittelpunkt wurden die in den Krieg ziehenden Soldaten ausgesegnet. Der Abschiedsgottesdienst hieß nicht ohne Grund auch Aussegnungsgottesdienst, um an das kirchliche Traueritual der Beerdigung zu erinnern. Jedem war klar, dass der Krieg einen das Leben kosten konnte.

Nein, nicht jeden! Je weiter oben man in der militärischen Hierarchie stand, desto geringer wurde die Wahrscheinlichkeit, tatsächlich ins Gras beißen zu müssen. Um die Opferparallele nochmals aufzugreifen, würde ich zugespitzt formulieren, dass die Aufgabe der Soldaten darin bestand, ihr Leben stellvertretend für die Interessen des Kaisers und der Führungselite des Deutschen Reiches hinzugeben. Das vom Oberhofprediger Richter verlangte Selbstopfer der Soldaten gab dem Altar sein archaisches Gepräge aus der Frühzeit der menschlichen Zivilisationsentwicklung zurück. Isaaks Opferung im Alten Testament, aber ohne Happy End. Die meisten der zwei Millionen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite starben, meist jämmerlich krepiereten, waren nichts anderes als Kanonenfutter. Sie starben für Zwecke, die mit ihrem eigenen Leben nichts zu tun hatten.

Der Oberhofprediger und Divisionspfarrer Walter Richter während seiner Predigt beim Gottesdienst im Potsdamer Lustgarten am 9. August 1914



Anders verhielt es sich mit den Wortführern des Feldgottesdienstes im Lustgarten, auf den ich jetzt zu sprechen komme. Sie starben an Altersschwäche und schieden friedlich aus dem Leben: der Kaiser mit 80 in Doorn, sein Sohn Eitel Friedrich von Preußen mit 60 in der Villa Ingenheim im Westen Potsdams. Der bei Kriegsbeginn zum Divisionspfarrer ernannte Oberhofprediger Walter Richter lebte noch länger. Er starb erst 1958 in Charlottenburg nach einem langen Leben im Einsatz für die Monarchie. Die Kriegsbegeisterung und der Appell an die im Lustgarten angetretenen Soldaten, sich ohne Murren für Volk und Vaterland zu opfern, hatte bei den drei Genannten einen weitaus stärker ideologischen als existenziellen Hintergrund.

Wie nicht anders zu erwarten, bemühte Richter in seiner Predigt das österliche Selbstopfer Jesu. Mit dem christlichen Messias als Vorbild sollte den Soldaten ihr nicht ganz unwahrscheinliches Ableben plausibel gemacht werden, dann nämlich, wenn die „Sichel des Todes zur großen Ernte“ aushebt, wie sich Pfarrer Richter ausdrücken beliebte. Er stand dabei *versum populum* an den protestantischen Volkaltar gelehnt, also in körperlicher Verbindung mit einem religiösen Kraftort par excellence. Wäre der Glaube nur stark genug, würde die vom Altar ausgehende Energie bei jedem Einzelnen wirksam werden und im siegreichen Gesamteinsatz der Armee zum Höhepunkt kommen.

Analog dazu verwies der Divisionspfarrer auf den heiligen Bund zwischen Gott und Volk, den er mit dem zwischen Kriegsherr und Armee parallelisierte. Seien der König und seine Untertanen über die Religion und einen gemeinsamen Glauben zur Einheit verschmolzen, werde das den Deutschen Stärke geben und ihnen mit Gottes Hilfe den Sieg bescheren. Und natürlich mahn-te Richter die Angehörigen der Ersten Gardedivision zu Opferwilligkeit und fröhlicher Hingabe des Lebens.

Nach ihm kam der große Auftritt Wilhelms II. Ich zitier-e etwas ausführlicher, um die groteske Theatralik der Inszenierung zu illustrieren. Einer von Richter Ende 1914 veröffentlichten Broschüre zufolge sagte der Kaiser wörtlich:

„Heute sind wir alle hier erschienen, den Segen für die Waffen zu erbitten, da es jetzt darauf ankommt, den Fahneneid zu beweisen bis zum letzten Blutstropfen. Das Schwert soll entscheiden, das Ich jahrzentelang in der Scheide gelassen habe. Ich erwarte von meinem Ersten Garde-Regiment und Meiner Garde, daß sie der glorreichen Geschichte derselben ein neues Ruhmesblatt hinzufügen werden. Die heutige Feier findet uns im Vertrauen auf den höchsten Gott und in Erinnerung an die glorreichen Tage von Leuthen,

Chlum und St. Privat. Unser alter Ruhm ist ein Appell an das deutsche Volk und sein Schwert. Und das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann hat das Schwert ergriffen. Und was ich bis jetzt vermieden habe, das tue Ich jetzt: (dabei warf der Kaiser den Feldmarschallstab in den Sand des Lustgartens und zog sein Schwert, es hoch über dem Haupte haltend), Ich ziehe mein Schwert. Ohne siegreich zu sein, ohne Ehre kann Ich es nicht wieder einstecken. Und ihr alle sollt und werdet Mir dafür sorgen, daß es in Ehren wieder eingesteckt wird. Dafür bürgt ihr Mir, daß ich den Frieden Meinen Feinden diktieren kann. Auf in den Kampf mit den Gegnern, und nieder mit den Feinden Brandenburgs! Drei Hurras auf unser Heer.“¹

7000 Soldaten antworteten auf den Kaiser mit einem lauten Hurra und stimmten ergriffen in das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ ein.

Um die Ausgangsfrage wieder aufzunehmen: Kann man den wichtigsten Kriegsaltar Preußens mit einer bloßen Willensbekundung und etwas „Abrakadabra dreimal schwarzer Kater“ in einen Friedensaltar konvertieren? Natürlich nicht. Ein Wolf bleibt ein Wolf, auch wenn er ein Schaffell trägt. Auf dem Altar ein Nagelkreuz aus der von den Deutschen bombardierten Kathedrale in Coventry zu platzieren, hat aus meiner Sicht etwas zutiefst Unmoralisches und Bigottes an sich. Das, was hier als ultimativer Beweis für den Frieden daherkommt, ist in Wirklichkeit ein Akt der Selbstsalvierung.

Heute früh erreichte mich um 7.00 Uhr eine Mail von Paul Oestreicher aus Neuseeland, einer Ikone der britischen Friedensbewegung, der 2004 das Nagelkreuz aus Coventry nach Potsdam brachte. Oestreicher war 1931 in Meiningen als Sohn eines jüdischen Kinderarztes geboren worden. 1939 floh die Familie von Berlin, wo sie sich einige Zeit versteckt hielt, nach Neuseeland. Unterstützt wurde sie dabei von Heinrich Grüber. Oestreichers Großmutter konnte die beschwerliche Reise nicht mitmachen und blieb in Meiningen. Dort nahm sie sich 1942 das Leben, um der Deportation ins Konzentrationslager zu entgehen. An ihren Sohn und Enkelsohn schrieb sie: „Ein tapferer Kapitän versenkt sein Schiff lieber, als es dem Feind auszuliefern.“² Mit einem Stipendium der Humboldt-Stiftung kam Oestreicher 1955 nach Bonn zu Helmut Gollwitzer. Doch schon im Jahr darauf begann er in der englischen Kathedralenstadt Lincoln Theologie zu studieren. 1960 wurde er zum anglikanischen Diakon und Priester geweiht. Danach ging er als Kaplan in eine Arbeitergemeinde in den Londoner Osten. In den 1960er Jahren verstärkte Oestreicher sein politisches Engagement. Er schloss sich der „Campain for Nuclear Disarmement“ an, war Gründungsmitglied der britischen Sektion von Amnesty International, arbei-

tete in der Christlichen Friedenskonferenz mit, beteiligte sich am Kampf gegen die Apartheid in Südafrika, wurde Osteuropareferent des Britischen Kirchenrates und 1981 dessen „Außenminister“, setzte sich für Dissidenten in der DDR ein, trat 1983 den Quäkern bei und forcierte den christlich-marxistischen Dialog, um nur einiges zu nennen. Zwischen den verfeindeten Blöcken zu vermitteln, wurde im Kalten Krieg zur Kernkompetenz des Kirchendiplomaten Oestreicher. 1986 erhielt er die Berufung an das Domkapitel in Coventry, wo er bis 1997 das Internationale Versöhnungszentrum der Nagelkreuzbewegung leitete.

Am 14. November 1940 hatten die Deutschen Coventry in Schutt und Asche gelegt. Sie nannten ihre Operation ‚Mondscheinsonate‘, sprachen aber auch von ‚coventrien‘.³ Im Zuge der Aufräumarbeiten ließ der damalige Domprobst Richard Howard drei Zimmermannsnägel aus dem Dachstuhl der zerstörten Kathedrale zu einem Kreuz zusammenfügen. Es dient seither als Zeichen der Versöhnung und steht im Mittelpunkt der Nagelkreuzbewegung, die in Deutschland heute 60 Zentren hat. Allerdings gibt es auch Kritik an diesem Versöhnungskonzept, weil es dazu missbraucht werden kann, den Unterschied zwischen Tätern und Opfern einzuebnen.⁴ Das „Alle haben gesündigt“ aus dem ersten Vers des Versöhnungsgebets von Coventry auf Kriegsverbrechen wie die Operation Mondscheinsonate oder den Angriff der Briten auf Potsdam am 14. April 1945 zu beziehen, ist höchst fragwürdig und Ausdruck eines naiven Geschichtsverständnisses, das sich nur allzu leicht instrumentalisieren lässt. Sollte die Garnisonkirche nach dem Wiederaufbau einmal in neuem Glanz erstrahlen, wäre das gegenüber dem stehen gebliebenen Gerippe der Coventry Cathedral der ultimative Beweis dafür, wie es den Deutschen schließlich doch gelingen kann, als Sieger aus dem Schatten ihrer Vergangenheit hervorzutreten.

Wie kommt jemand wie Oestreicher dazu, sich von den Befürworten einer mehr oder weniger originalen Rekonstruktion der Garnisonkirche vereinnahmen zu lassen, einer Kirche von höchster nationaler Symbolkraft, in der am ‚Tag von Potsdam‘ der Schulterschluss zwischen Nationalkonservativen und Nationalsozialisten vollzogen wurde? Nach dem 21. März 1933 wurde alles, wofür sich Oestreicher politisch einsetzte, mit tödlicher Feindschaft bekämpft. Der Geist von Potsdam und der Geist der Versöhnung stellen einen Widerspruch dar, wie er größer nicht sein könnte. Blickt man etwas genauer auf das Engagement Oestreichers, legt sich die von dieser Frage bewirkte Irritation. Dann tritt die Mediatorenrolle als der rote Faden seiner politischen Vita zutage. Ausöhnung zwischen Freunden macht keinen Sinn. Sie ist nur als Annäherung von sich widerstrebenden Positionen möglich. Auf dem Fundament der christlichen Ethik

versteht sich Oestreicher als Grenzgänger und Brückenbauer. In den Widersprüchen des Lebens sei oftmals gar nicht so genau klar, wo jemand steht und wie er sich in bestimmten Situationen einmal verhalten wird. Deswegen dürfe man das Risiko nicht scheuen und müsse alle nur möglichen Anstrengungen unternehmen, um politische Gegner einander näher zu bringen. Nur dann könne man hoffen, die Zukunft friedvoller zu gestalten als die Gegenwart.

In Potsdam machte Oestreicher im Laufe der Zeit aber die schmerzhafteste Erfahrung, dass die Idee der ökumenischen Nagelkreuzbewegung zwar verbal übernommen, inhaltlich aber nicht so umgesetzt wurde, wie es sich ihre Urheber gedacht hatten. Sie fiel unter die Dornen und nicht auf den erhofften fruchtbaren Boden. Keine Versöhnungsarbeit kann zum Erfolg führen, wenn die daran Beteiligten nicht von den gleichen Voraussetzungen ausgehen und sich nicht wirklich auf die Argumente der Gegenseite einlassen. Nach einem längeren Erkenntnisprozess gelangte Oestreicher zu der Auffassung, die Potsdamer Versöhnungsidee mit dem Nagelkreuz im Zentrum als mehr oder weniger gescheitert anzusehen. Es versteht sich dabei von selbst, dass er zu keinem Zeitpunkt seiner Bemühungen die Position der „Rekonstruktionisten“ vertrat. An seiner pazifistischen Grundeinstellung ließ er nie einen Zweifel aufkommen.

Der Garnisonkirche und ihrem Feldaltar eine Friedensfunktion anzudichten, wie es die Wiederaufbaubefürworter tun, mag zwar in strategischer Hinsicht zweckdienlich erscheinen. Nicht wenige, vor allem Politiker und Politikerinnen, können so auf eine falsche Fährte gelockt werden. Doch die Protagonisten der in sich widersprüchlichen und vor dem Hintergrund der preußischen Geschichte abwegigen Konzeption einer „Friedensgarnisonkirche“ sprechen bis auf den heutigen Tag nur im Jargon religiöser Floskeln. Eine fundierte Begründung sind sie bislang schuldig geblieben. Der Feldaltar steht mitnichten in einer Tradition des Friedens, sondern in einer des Krieges und des Tötens. Mehr noch, die Garnisonkirche repräsentiert eine Tradition, die zwar Frieden sagt, aber Krieg meint. Es gibt keinen einzigen Feldzug Preußens, der nicht mit dem Argument des Friedens eingeleitet und von Predigten begleitet worden wäre, die vor einem Feldaltar gehalten wurden. Das Wort Frieden in den Mund zu nehmen, besagt im Kontext der Garnisonkirche rein gar nichts. Wenn die Befürworter eines Friedens- und Versöhnungszentrums so darauf erpicht sind, warum bemühen sie sich dann nicht um Geld und Unterstützung für ein Friedens- und Versöhnungszentrum? Niemand könnte etwas dagegen haben.

Aus der Art und Weise, wie von ihnen das Wort Frieden in den Mund genommen wird, lässt sich schlussfol-

gern, dass sie es als Köder an einem Haken verstehen, deren Angelrute zur Garnisonkirche als nationalem Erinnerungsort führt. Bei dem ausufernden Reden über den Frieden ist nur schwer entwirrbar, wie taktisches Kalkül und illusionäres Wunschdenken miteinander zusammenhängen. Kaum ein Satz, in dem das Wort Frieden nicht vorkommt: Friedenskirche, ein Friedensbeauftragter, Friedensverantwortung, Friedensgebete, Friedenspredigten, Friedenszeichen, ein Friedensaltar mit einem Friedenskreuz usw. Man kann es nicht mehr hören. Diese gekünstelte Friedensrhetorik quillt derart über, dass sie nur schwer zu ertragen ist. Man mag es drehen und wenden, wie man will: ein Kriegsaltar und eine Kriegskirche des Friedens bleiben wie das runde Viereck eine logische Unmöglichkeit. Was für ein unwürdiges Schauspiel wäre auch eine Militärkirche ohne militärische Bezüge!?

Auf der einen Seite soll mit der angeblich schönsten Barockkirche Deutschlands an die alte Größe Preußens angeknüpft werden. Andererseits will man mit der kriegerischen Substanz, mit dem, was das Wesen und die Größe der Garnisonkirche ausmacht, nichts zu tun haben. Es wird also versucht, auf Historisches unter Absehung des Historischen zu rekurrieren. Das führt zu Widersprüchen der verschiedensten Art und nimmt an manchen Stellen auch den Charakter einer Geschichtsfälschung an, etwa, wenn die Garnisonkirche zu einem Hort der religiösen Toleranz oder des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus umgedeutet werden soll. Eine solche Art der Erinnerungskultur hat mehr mit der Illusionskunst eines Bühnenmagiers als mit seriöser Geschichtspolitik zu tun. Wie aus dem Nichts kommt plötzlich eine weiße Taube aus dem schwarzen Hut hervor. Wer sich dadurch nicht blenden lässt, sieht unter einer fadenscheinigen Rekonstruktionsideologie an vielen Stellen das restaurative Anliegen hindurchschimmern.

Eine Friedensgarnisonkirche und ein Friedenskriegsaltar. Wer verfällt auf so einen Gedanken und für wie dumm muss man Menschen verkaufen, damit sie bereit sind, an etwas derart Widersinniges zu glauben? Ohne dass ich genügend Zeit hätte, näher darauf einzugehen, kann ich Ihnen vom Standpunkt der Religionswissenschaft aus versichern, dass Religionen bei der Frage von Krieg und Frieden, die eine Frage von Tod und Leben ist, ihre Stärke immer in besonderer Weise ausspielen können. Nicht nur die Bibel, die heiligen Schriften aller großen Religionen sind darauf angelegt, dass sie sich unterschiedlich interpretieren lassen. „Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das Jesuswort aus dem Matthäusevangelium stieß im Ersten Weltkrieg auf breite Zustimmung und wurde von vielen Kanzeln herab verkündet. Die Prediger aller erfolgreichen Religionen müssen in der Lage sein, ihre Ausle-

gung den Erfordernissen der Zeit anzupassen. Wegen seiner traditionellen Nähe zur Obrigkeit entwickelte der Pfarrstand in Preußen eine spezielle Expertise darin, je nach Bedarf den Krieg oder den Frieden zu rechtfertigen. Otto Dibelius, der Jahrhundertbischof, war ein wahrer Meister darin, den Schalter von einer Sekunde auf die andere umlegen zu können, nicht nur einmal, sondern mehrfach.⁵

Der Punkt, auf den ich hinaus will: Wenn es ohne Schwierigkeiten möglich ist, aus einem Kriegsaltar einen Friedensaltar und aus einer Kriegskirche eine Friedenskirche zu machen, wird es nicht besonders schwerfallen, das Prozedere auch wieder umzukehren. Es bedarf lediglich einer Änderung der äußeren Umstände, um den Friedensjargon fallenzulassen und stattdessen die Notwendigkeit eines gerechten Krieges zu propagieren. Als ich 2021 mein *Adlerbuch* veröffentlichte, hätte ich mir nicht träumen lassen, wie schnell das gehen würde. Bezeichnete ich damals die 50 Milliarden Euro des deutschen Rüstungsetats als gigantische Summe, sind wir mittlerweile bei Beträgen angelangt, die 100 Millionen Euro für eine Garnisonkirche als Peanuts erscheinen lassen. Wo bleibt in der Aufrüstungsorgie dieser Tage das friedenspolitische Votum der Kirche? Ihr lautes Schweigen passt nicht so recht ins Bild einer Garnisonkirche, die das Militärische zu verabscheuen vorgibt. Ist sie erst einmal errichtet, wird sie auch eine militärische Funktion bekommen.

Deswegen möchte ich meine Widerrede mit dem dringenden Appell schließen, dass wir als Zivilgesellschaft, seien wir Christen oder Nichtchristen, Atheisten oder religiös indifferent, Mitglied dieser oder jener Partei, den Kampf für eine friedliche Welt aufrechterhalten, ihn nach Möglichkeit sogar noch intensivieren. Das zielt besonders auf die Voliere neben der Garnisonkirche und den Adler, der in ihm auf seine Wiederauferstehung wartet. Mehr noch als der Feldaltar steht der zunächst preußische und dann reichsdeutsche Kriegsadler für eine Politik der militärischen Stärke. Seinen Wiederaufstieg an die Spitze des Turms gilt es unbedingt zu verhindern. Noch sitzt er in einem Käfig und harrt der Dinge, die da kommen.

Am 10. November 1913 hatte der Divisionspfarrer und Oberhofprediger Walter Richter im Langen Stall hinter der Garnisonkirche den Rekruten bei ihrer Vereidigung zugerufen: „Was kümmern uns die Hügel unserer Leichen [...], der deutsche Adler fliegt frei im Licht der eigenen Sonne [...]. Adlerflug vorwärts.“⁶ Analoge Adler-Zitate von Repräsentanten der Garnisonkirche finden sich zuhauf. So wenig der Feldaltar als Friedenssymbol taugt, so wenig kann man einen Adler als Friedenstaube ausgeben. Er steht für den Aufstieg Preußens zur europäi-

schen Großmacht, die sich nicht scheute, 80 Prozent ihres Etats für das Militär auszugeben. Mit dem vielfach in Anspruch genommenen Jesaja-Wort „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler“, wurde zum Ausdruck gebracht, dass der „König des Himmels“ und „Gott im Himmel“ in einer besonderen Beziehung zueinander stehen. Durch seine Kraft und seinen Weitblick, vor allem aber durch seine physische Nähe zum Herrn der himmlischen Heerscharen macht der Adler anschaulich, dass auch die Menschen in der Lage sein werden, sich zu neuen Höhen aufzuschwingen, wenn sie sich glaubensstark erweisen.

Seit der Wiedervereinigung hat die Sonne einer neuen Zeit das erkaltete Blut in seinen Adern wieder zum Fließen gebracht. Aus dem teildeutsch introvertierten sind wir ein gesamtdeutsch extrovertiertes Land geworden. Es komme darauf an, hört man von überallher, dass Deutschland wieder mehr Verantwortung in der Welt übernimmt, politisch, ökonomisch, aber auch militärisch. Die veränderte Lage zwingt die Bundesrepublik dazu, sich neu aufzustellen. Nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine müsse es darum gehen, so schnell als möglich „kriegstüchtig“ zu werden. So hat es der deutsche Verteidigungsminister in einem Interview mit dem ZDF am 29. Oktober 2023 kundgetan und seither viele Male wiederholt.

Ob Boris Pistorius das bewusst war oder nicht, sei dahingestellt. Jedenfalls hatte die Jungfernrede von Gustav Noske im Reichstag am 25. April 1907 den gleichen Tenor. Die SPD war von den Konservativen, vor allem vom preußischen Kriegsminister Karl von Einem, wegen ihrer Gegnerschaft gegen die Militärpolitik des Deutschen Reiches attackiert und der Kriegsuntüchtigkeit bezichtigt worden. Noske wies die Anschuldigungen zurück, um mit Nachdruck die nationale Zuverlässigkeit der Sozialdemokraten zu betonen, falls eine ausländische Macht Deutschland angreifen würde.⁷ Bei den anderen Parteien löste die Rede Noskes zunächst ungläubiges Staunen und dann freudige Erregung aus. Der antiseimitische Reichstagsabgeordnete Max Liebermann von Sonnenberg sah sich fünf Tage später zu der folgenden Feststellung veranlasst:

„Wenn der Abgeordnete Noske neulich bei der Beratung des Heeresetats mit beinahe begeistert klingenden Worten die Bereitwilligkeit der deutschen Sozialdemokratie erklärte, an einem Kampfe teilzunehmen, der Deutschland aufgezwungen würde, so wollen wir das ruhig einmal vollständig ernst nehmen und als einen Anfang zur Besserung betrachten.“⁸

Droht sich die Geschichte zu wiederholen? Ich hoffe nein und schließe mit der Kritik Heinrich Heines an

den Eroberungszügen Preußens in Polen, die der Adler auf Wappen und Emblemen schützend begleitete. Als schwarze geflügelte Kröte bezeichnete er ihn. Es sei von essenzieller Bedeutung, auf den preußischen Adler mit Besorgnis zu achten. Die Schärfe seiner Krallen und die Weite seines Magens dürften keinesfalls unterschätzt werden. Schon immer hätten es die preußischen Machthaber verstanden, ihre Absichten hinter einer Maskerade zu verbergen.⁹

Anmerkungen

- 1 R. J. Tercha, Unser Kaiser und Kriegsherr, in: Paul Fiebig (Hg.), *Gott mit uns! Dokumente religiöser Erhebung des deutschen Volkes im Kriegsjahr 1914*, Leipzig 1914, 5. Tercha war das Pseudonym von Walter Richter.
- 2 Paul Oestreicher, *Aufs Kreuz gelegt. Erfahrungen eines kämpferischen Pazifisten*, Berlin 1993, 15.
- 3 Horst Junginger, *Der preußische Adler in der deutschen Herrschaftsgeschichte. Eine Vogelkunde aus religionspolitischer Sicht*, Baden-Baden 2021, 91.
- 4 Vgl. dazu Hermann Düringer, Die Nagelkreuzbewegung und die Garnisonkirche Potsdam, in: *Versöhnung geht anders. Zum Versöhnungsbegriff der Stiftung Garnisonkirche Potsdam*, hg. von der Martin-Niemöller-Stiftung, Wiesbaden 2019, 20–23. Vgl. auch Philipp Oswalt, Die Potsdamer Garnisonkirche. Wiederaufbau zwischen militärischer Traditionspflege, protestantischer Erinnerungskultur und Rechtsextremismus, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 70 (2022), H. 3, 573–587.
- 5 Zu dieser Stärke von Dibelius vgl. Junginger, *Der preußische Adler*, 64–72.
- 6 Walter Richter, Zum Fahneneid. Ansprache bei der Rekruten-Vereidigung im Langen Stall am 10.11.1913, in: Domstiftsarchiv Brandenburg/Havel, Pfarrarchiv der Garnisonkirche Potsdam, Po-G 82/208, 5; zit. nach der Zusammenstellung von Carsten Linke vom 22.03.2018. URL: <<https://www.potsdam-stadtfeuer-alle.de/wp-content/uploads/2018/05/Gotteskrieger.pdf>>.
- 7 *Verhandlungen des Reichstages*, Bd. 228, Berlin 1907, 1093–1101.
- 8 Ebd., 1257.
- 9 Junginger, *Der preußische Adler*, 47–50 u. 141.



HORST JUNGINGER

Der preußische Adler in der deutschen Herrschaftsgeschichte

Eine Vogelkunde
aus religionspolitischer Sicht

Nach der ersten Krönung eines preußischen Königs 1701 wurde die Potsdamer Garnisonkirche rasch zum religiösen Zentrum eines Militärstaats, der 80 Prozent seines Haushalts für die Armee ausgab. Nur wegen der engen Verbindung zwischen Politik, Religion und Militär konnte Preußen zu den führenden Mächten Europas aufschließen. Seine Nähe zum Herrn der himmlischen Heerscharen machte den preußischen Adler zum idealen Herrschaftssymbol der Hohenzollernmonarchie. Nachdem er in der Weimarer Republik der damnatio memoriae verfiel, setzte er 1933 politisch und 1939 militärisch zu einem neuen Höhenflug an. Die angestrebte Wiederherstellung seiner politischen Integrität ist deswegen hoch umstritten.

Tectum, 2021, 166 Seiten, broschiert
ISBN 978-3-8288-4716-3
26,00 € inkl. MwSt.
Auch als eBook erhältlich
26,00 € inkl. MwSt.

III. AUS DEM DIETRICH-BONHOEFFER-VEREIN

Den Leidenden und Getöteten eine Stimme geben. Ein Ruf für das Leben.

Resolution Nr. 50 des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins, angenommen von der Mitglieder-
versammlung am 12. April 2024 in Erfurt

Menschen leiden unter Machtmissbrauch und entwürdigender Willkür.

Menschen werden getötet. Jeder ist einer zu viel.

Es sind Abertausende in vielen Ländern.

Sie verhungern in Dürre- und Kriegsgebieten. Sie werden wegen ihres Geschlechtes, ihrer Religion, ihrer Nationalität etc. verachtet, erniedrigt, verletzt und ermordet. Sie werden aus ihrer Heimat vertrieben oder fliehen aus katastrophalen Lebensumständen.

Sie ertrinken im Meer. Sie werden gequält, gefoltert oder getötet in Gefängnissen und Straflagern von großen und kleinen Mächten. Sie werden vergewaltigt. Sie erschießen sich gegenseitig in den Schützengräben in der Ukraine. Sie morden sich in den Straßenfluchten mancher Großstadt. Sie werden von Raketen und Drohnen getroffen. Sie wurden gemordet in einem Kibbuz oder wurden als Geiseln verschleppt. Im Gaza-Streifen kommen sie um in ihren zerbombten Wohnungen oder werden verjagt oder verhungern schon als Kinder.

Den Leidenden schlägt es die Sprache und Tote können nicht mehr schreien.

Das bedrückt uns sehr und wir erheben die ‚Stimme für die Stummen‘.

Der Wert eines jeden ganz konkreten Lebens muss geschätzt werden, denn jedes einzelne Leben ist Teil der umfassenden Lebenskraft! Und mit jeder Tötung wird Leben unwiderruflich zerstört. Das Leben ist das Wichtigste, was jeder hat!

„Das leibliche Leben, das wir ohne unser Zutun empfangen, trägt in sich das Recht auf seine Erhaltung.“ (Bonhoeffer, DBW 6, 179) „Das erste Recht des natürlichen Lebens besteht in der Bewahrung des leiblichen Lebens vor willkürlicher Tötung.“ (DBW 6, 183). „Die Würde des Menschen ist unantastbar... Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit!“ (Grundgesetz Art.1,1 und 2,2)

Alle Menschen sind gleichwertig!

Aber im Krieg akzeptieren wir das Töten. Die eigenen Opfer werden überhöht, das eigene Töten wird gerechtfertigt, alle Schuld wird im Krieg allein der Gegenseite zugerechnet.

Das Pochen auf die Identität durch eine Nation oder eine Religion, durch eine Staatsmacht oder Gesellschaftsordnung führt zu Streit, Krieg und Vernichtung. Die Institution Krieg erlaubt es, Soldaten zu töten. Aber selbst bei einer Verteidigung steht die Frage: Wie viele Opfer an Menschenleben werden von der jeweiligen Regierung in Kauf genommen? Der Weg militärischer Konfliktlösung und ihrer Eskalation ist gepflastert mit Blut und Leichen.

Eine Tötung ist ein Verbrechen am Leben! Also müssen die tötenden Diktatoren und Regierungen und die tötenden nationalen oder religiösen Fanatiker den Gerichten übergeben werden.

Das Leben ist das Größte, was wir haben. Es ist der Anfang und das Ziel aller Handlungen. Zu einem gelingenden Leben gehören selbstverständlich Werte der Freiheit und Gerechtigkeit, des Friedens und der Demokratie. Sie müssen aber dem Ziel entsprechen und also auf menschliche Weise mit gewaltfreien Mittel erreicht werden: Gespräche, Diplomatie und Verträge. Und wieder von vorn: Gespräche, Diplomatie und Verträge. Und das mit den Kriterien der Vorbeugung, des Kompromisses und des gegenseitigen Respekts.

Es gilt, was Jesus sagt: „Selig sind, die den Frieden machen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Und: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihnen gehört das Reich Gottes.“ (Matth. 5,9.10) Dabei sind schon viele Menschen umgebracht worden. Aber ihr Ziel war nicht, ihr eigenes Leben zu beenden, sondern Gerechtigkeit oder Frieden von lebenden Menschen zu erreichen.

„Die Kirche bekennt, die willkürliche Anwendung brutaler Gewalt, das leibliche und seelische Leiden unzähliger Unschuldiger, Unterdrückung, Hass, Mord, gesehen zu haben ohne ihre Stimme für sie zu erheben, ohne Wege gefunden zu haben, ihnen zu Hilfe zu eilen.“ (Bonhoeffer, DBW 6, 130)

So bekennen wir das Versagen, Kriege nicht verhindert zu haben.

Die Worte der Bibel und das Bekenntnis von Christen für das Leben, für jedes ganz konkrete Leben, sind immer wichtig!

Die Resolution möge Einzelne und Regierungen ermutigen, statt gewaltbereit und kriegstüchtig zu werden, Wege zum Leben zu finden.

Sie möge Mediatoren stärken, Gewalttäter und Aggressoren zu bewegen, ihr lebensfeindliches Tun zu lassen und an ihr eigenes Leben zu denken.

Sie möge Parteien und Wähler aufrufen, allem abzusagen, was die Würde und das Leben von Menschen verletzt.

Zur Zukunft des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins

1

Nach der Feststellung, dass die Personaldecke für einen handlungsfähigen Vorstand und andere Aufgaben zu dünn ist und nach vielen Vorgesprächen im Verein und mit dem Vorstand der Martin-Niemöller-Stiftung haben wir am 12. April 2024 in Erfurt folgendes beschlossen:

„Die Mitgliederversammlung des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins beauftragt den Vorstand, den Verschmelzungsprozess mit der Martin-Niemöller-Stiftung e. V. vorzubereiten, und zwar durch die Ausarbeitung des ‚Verschmelzungsvertrages‘ und die Zusammenführung der Satzungen einschließlich eines neuen Namens.“

Dazu gibt es folgende Empfehlungen für die Vertragsverhandlungen:

- Zusammensetzung des ersten gemeinsamen Vorstandes: ca. 4 Mitglieder jedes Vereins;
- Zeitschrift *Verantwortung* weiterführen;
- Prüfung von Umfang, Charakter und Selbständigkeit aller Aktivitäten wie Tagungen, Projekte, Resolutionen, Arbeitsgruppen, Regionalgruppen, Website ...;
- Arbeit des „Büros“ in Zukunft durch Teilbeschäftigung, wenn kein Ehrenamtlicher gefunden wird;
- Die juristische Form: ‚Verschmelzung durch Aufnahme‘ wird der ‚Verschmelzung durch Neugründung‘ vorgezogen, wenn es einen neuen Namen und eine zusammengeführte Satzung gibt. Und: Die Martin-Niemöller-Stiftung hat zwei regelmäßige finanzielle Unterstützer für allgemeine Aufgaben, die bei ‚Neugründung‘ wegfallen würden. Der Dietrich-Bonhoeffer-Verein hat die Anerkennung als Bildungsträger durch die Bundeszentrale für politische Bildung – und zwar speziell für Tagungen; die Anerkennung muss in beiden Fällen neu beantragt werden;
- Der Bezug auf Bonhoeffer und Niemöller und auf die Tradition beider Vereine soll in der Satzung deutlich verankert werden, eventuell auch durch extra Arbeitsgruppen.

2

Am 22. Mai 2024 hat nun auch die *Mitgliederversammlung der Martin-Niemöller-Stiftung* einen entsprechenden Beschlusstext mit dem folgenden Wortlaut verabschiedet:

„Die Mitgliederversammlung der Martin-Niemöller-Stiftung e. V. beauftragt den Vorstand, den Verschmelzungsprozess mit dem Dietrich-Bonhoeffer-Verein e. V. vorzubereiten,

und zwar durch die Ausarbeitung des ‚Verschmelzungsvertrages‘ und die Zusammenführung der Satzungen einschließlich eines neuen Namens.“

Außerdem hat sie zwei Zusätze beschlossen:

„Die Mitgliederversammlung beauftragt den Vorstand, zusätzlich die ergebnisoffene Prüfung der Vor- und Nachteile einer Verschmelzung zur Abstimmung vorzulegen.

Auch die Möglichkeit einer Kooperation soll mit dem Dietrich-Bonhoeffer-Verein geprüft werden.“

3

Das ganze Paket wird nun in den Vorständen beraten. Dann wird in einer Arbeitsgruppe der Verschmelzungsvertrag und eine neue Satzung mitsamt einem neuen Namen erarbeitet.

4

Am 26./27. Oktober 2024 wird in Eisenach in getrennten *Mitgliederversammlungen* der Vertragstext beraten und abgestimmt. Bei Zustimmung kann dann in einer gemeinsamen Mitgliederversammlung die neue Satzung mit neuem Namen beschlossen werden.

Bitte diesen Termin fest einplanen!

Reinhard Müller

Tagungsankündigung

Bitte vormerken:

Für 7.–9. März 2025 plant der Dietrich-Bonhoeffer-Verein wieder eine gemeinsame Tagung mit der Martin-Niemöller-Stiftung zum Thema „Vom Krieg zum Frieden“ (Arbeitstitel) im Evangelischen Augustinerkloster Erfurt. Die ehemalige Ratsvorsitzende der EKD Margot Käßmann hat bereits zugesagt, im Rahmen der Tagung einen Vortrag zu halten und eventuell auch im Gottesdienst zu predigen.

Die Zeitschrift „Verantwortung“ wird herausgegeben im Auftrag des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins zur Förderung christlicher Verantwortung in Kirche und Gesellschaft e.V. (www.dietrich-bonhoeffer-verein.de). Mit Namen oder Signum gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Redaktionsteams bzw. des Herausgebers wieder. Leserbriefe, Artikel und Anzeigen werden an die Redaktionsadresse erbeten. Schicken Sie uns Ihre Beiträge bitte in digitaler Form im Word-Format per E-Mail oder auf Datenträger.

Herausgeber
Reinhard Müller**Redaktion**
Prof. (em.) Dr. Andreas Pangritz
Am Kniebusch 7
49082 Osnabrück
pangritz@uni-bonn.de**Autorinnen und Autoren**
Prof. Dr. Bazon BROCK
BerlinPfr. i. R. Peter HALBACH
OberhausenProf. Dr. Gerald HÜTHER
GöttingenProf. Dr. Horst JUNGINGER
Leipzig

Pfr.in Dr. Jutta KOSLOWSKI

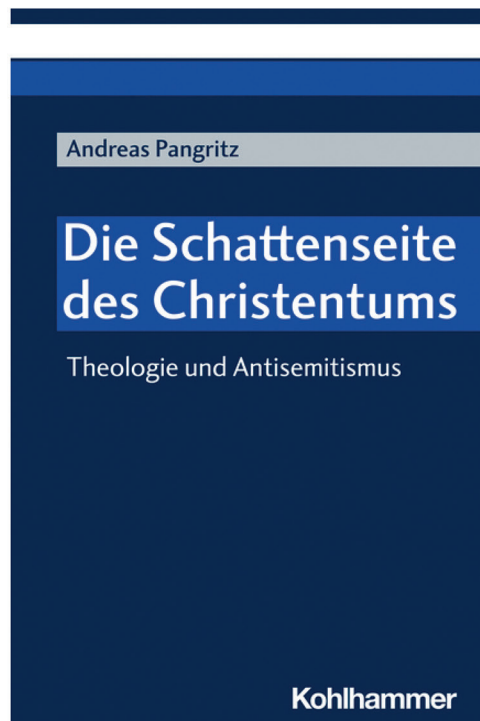
Prof. Dr. Joachim KUNSTMANN
WeingartenReinhard MÜLLER
WaldhufenStefan SEIDEL
LeipzigPfr. Fabian VOGT
Berlin**Redaktionsschluss**
Für Heft 74: 30. Oktober 2024**Layout**
Klaus H. Pfeiffer
Stuttgart**Druck**
Gemeindebriefdruckerei
Martin-Luther-Weg 1
29393 Groß Oesingen
Tel. (05838) 990899
info@gemeindebriefdruckerei.de
www.gemeindebriefdruckerei.de**Bestellung**
Die „Verantwortung“ kann
bestellt werden über das Büro
des dbv, die Webseite des dbv
oder über jede Buchhandlung
mit Angabe der ISSN 0936-7454
und der Ausgabennummer
Verkaufspreis: 8,00 €
Doppelheft: 16,00 €
(inkl. MwSt, zzgl. Versandkosten).**Vorstand des dbv****Vorsitzender**
Reinhard Müller
Arnsdorferstr. 25
02906 Waldhufen
reinhard.mueller44@gmail.com**Stellvertretender Vorsitzender**
Prof. (em.) Dr. Andreas Pangritz
Am Kniebusch 7
49082 Osnabrück
pangritz@uni-bonn.de**Kassenwart**
Dieter Kimhofer
Rühlskath 29 | 46562 Voerde
Tel. (02855) 98031
dieter.kimhofer@outlook.de**Schriftführerin**
Margit Kimhofer
Rühlskath 29
46562 Voerde
Tel. (02855) 98031**Beisitzerinnen und Beisitzer**
Hildegard Gnädig, Springe
Klaus-Dieter Höflich, Stuttgart
Friedrich Miehe, Torgau
Martin Mybes, Freiburg i. Br.
Udo Stoltefuß, Karlsruhe**Büro**
Dieter Kimhofer
Rühlskath 29
46562 Voerde
Tel. (02855) 98031
info@dietrich-bonhoeffer-verein.de
de**Kontaktadressen**
Regionalgruppen (RG)**RG „Berlin-Brandenburg“**
z.Z. vakant**RG „Stuttgart“**
Klaus-Dieter Höflich
Landauer Str. 74 | 70499 Stuttgart
Tel. (0711) 864382
klaus.hoeflich@gmx.de**RG „Südwest“**
Udo Stoltefuß
Yorckstr. 40 | 76185 Karlsruhe
Tel. (0721) 848514
udo.stoltefuss@t-online.de**Bankverbindung**
Evangelische Bank e. G. – IBAN:
DE37 5206 0410 0004 0044 69
BIC: GENODEF1 EK1

Der dbv ist als gemeinnützig
anerkannt und berechtigt,
Zuwendungsbestätigungen für
steuerliche Zwecke auszustellen.
Die Mitgliedsbeiträge
für den dbv sind wie Spenden
absetzbar. Der dbv ist
Anerkannter Bildungsträger
der Bundeszentrale für
politische Bildung.

Andreas Pangritz

Die Schattenseite des Christentums

Theologie und Antisemitismus



Dass Antisemitismus "Sünde gegen den Heiligen Geist" sei, hat Karl Barth 1938 aus Anlass der sog. Reichskristallnacht formuliert, als die Synagogen in Deutschland in Brand gesteckt wurden. Anders als damals gilt es heute als Konsens, dass Antisemitismus nicht nur aus menschenrechtlichen, sondern auch aus theologischen Gründen zu verurteilen ist. Darüber wird aber zuweilen vergessen, dass der Antisemitismus Wurzeln auch in christlich-theologischer Tradition hat. Der Band geht den verwickelten Zusammenhängen zwischen Theologie und Antisemitismus an ausgewählten Beispielen nach & von der sog. "Adversus Iudaeos"-Literatur der kirchlichen Tradition über das Verhältnis der Reformation zum Judentum bis zur Theologie der "Deutschen Christen" mit ihren Nachwirkungen.



Über den QR-Code gelangen Sie zum
Buchtitel im Kohlhammer Onlineshop.

Theologie

Der Autor

Dr. phil. Andreas Pangritz ist Professor (em.) für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn und lehrt derzeit an der Universität Osnabrück.

Käuferkreise, Zielgruppen

TheologInnen und
ReligionspädagogInnen in Studium und
Beruf, am Problem des christlichen
Antisemitismus Interessierte.

Bibliografie

ISBN 978-3-17-040046-7

218 Seiten

1. Auflage

29,00 € (D)/ 34,80 CHF (CH)/ 29,80 € (AT)

E-Book: 25,99 €

PDF: 978-3-17-040047-4

shop.kohlhammer.de



Dietrich Bonhoeffer im Juli 1939

„Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“

Dietrich Bonhoeffer an der Wende zum Jahr 1943

Der Dietrich-Bonhoeffer-Verein (dbv) wurde 1983 in Neubiberg bei München von Karl Martin gegründet. Der Verein fördert christliche Verantwortung in Kirche und Gesellschaft. Er sieht in dem Leben und Werk Dietrich Bonhoeffers eine unverändert gültige, in die Zukunft weisende Herausforderung zu kritischem Glauben, Denken und Handeln.

In der Konsequenz der Theologie Dietrich Bonhoeffers beteiligt sich der dbv daran, den konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung weiterzuführen.

So wie Bonhoeffer weiß sich der dbv dem Anliegen der Ökumene verpflichtet. Unter Ökumene versteht er die Gemeinschaft aller Christen. In Kirche und Gesellschaft arbeitet der dbv für eine Befreiung des Denkens und der sozialen Strukturen aus evangeliumswidrigen Sachzwängen,

Vorurteilen und gesellschaftlichen Egoismen.

Die Teilnahme an Tagungen des dbv ist für alle offen. In Diskussionen suchen wir nach Wegen, christliche Verantwortung persönlich und mit anderen zu praktizieren.

Am Prozess der öffentlichen Meinungsbildung beteiligt sich der dbv durch Resolutionen der Mitgliederversammlung, Herausgabe seiner Zeitschrift „Verantwortung“ sowie durch Pressearbeit. Wir laden Sie herzlich ein, sich an den aktuellen

Diskussionen des dbv – auch über unsere Website – zu beteiligen. Sie können Mitglied bei uns werden oder sich in die Liste der Freunde des dbv eintragen lassen.

Frieden wagen... mit diesem Thema greift der dbv das Friedensverständnis Bonhoeffers auf: „Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit... Friede muss gewagt werden.“ (Bonhoeffer, Fanö 1934)

Kirche für andere... mit diesem Thema greift der dbv das Kirchenverständnis Bonhoeffers auf. Seine Vision war: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen.“ (Bonhoeffer 1944)

1906 Dietrich Bonhoeffer, geboren am 4. Februar in Breslau, Studium der evangelischen Theologie, Dozent an der Berliner Universität, Studentenpfarrer.

1933 ist Bonhoeffer bereits entschiedener Gegner der Nationalsozialisten. Er tritt für die Pflicht der Christen zum Widerstand gegen staatliches Unrecht ein.

1934 ruft Bonhoeffer in Fanö zu einem Konzil aller Christen auf, das im Namen Gottes der waffenstarrenden Welt sagt: Frieden muss gewagt werden! Christen sollen nicht die Waffen gegeneinander richten! Waffen und Abschreckung bringen nur trügerische Sicherheit, aber keinen Frieden!

1935 Eröffnung des Predigerseminars in Finkenwalde. Als Mitarbeiter der Bekennenden Kirche wird Bonhoeffer zu einem der führenden Theologen der kirchlichen Oppositionsbewegung.

1938 Kontakte zum politisch-militärischen Widerstand (Beck, Canaris, von Dohnanyi), der das Ziel verfolgt, Hitler und das Naziregime zu stürzen.

1940 Bonhoeffer benutzt seine ökumenischen Beziehungen, um im Ausland politische Unterstützung für den Widerstand in Deutschland zu suchen. Gleichzeitig schreibt er an seiner „Ethik“, in der er seine christliche Verantwortungsethik entfaltet und das Lebensrecht aller Menschen fordert.

1943 wird Bonhoeffer verhaftet und bleibt im Gefängnis Berlin-Tegel ohne Gerichtsverfahren inhaftiert. Hier entstehen die Briefe und Gedichte für den Band „Widerstand und Ergebung“. Brisant ist darin sein theologischer Plan, biblische Begriffe für die mündige Welt in „voller Diesseitigkeit“ zu deuten.

1945 Am 9. April wird Bonhoeffer im KZ Flossenbürg durch die SS ermordet.